

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 20, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. October 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Gross Herzog von Preussen

Die Braut.

Eine Künstler-Novelle von Adolf Mühelburg.

Mit Abbildungen von Anton von Berner.

(Fortsetzung.)

Der Gensdarm, dem nichts von der auf fallenden Scene entgangen war, hielt es endlich für geboten, sich zu erheben. Mit voller, an Ehrenzeichen und Verdienstkreuzen reicher Brust warf er sich dem jungen Künstler entgegen: „Zurück, mein Herr, oder ich arretere Sie!“

Reinhold starrte den Gensdarmen an, als wisse er gar nicht, was dieser von ihm wolle, als begreife er nicht, daß irgend eine irdische Gewalt sich zwischen ihn und das endlich gefundene Ideal seiner Träume stellen könne. „Was wollen Sie?“ rief er. „Sehen Sie mir aus dem Wege, Herr! Ich will hier hinein!“

„Zu wem?“

„Ich will mich erkundigen, wer die Dame ist, — dort, das herrliche Mädchen! O, sie ist es! Das ist das Gesicht, das mir vorschwebt. Es erinnert mich, — Herr Gott, wenn es möglich wäre . . .“

Reinhold war bei diesen Worten ruhiger geworden. Sein geröthetes Gesicht wurde um einige Grade blässer, und er richtete sich stolz auf. „Landsstreicher? Da irren Sie sehr, mein Herr!“ sagte er kalt, etwas höhni sch. „Sehen Sie Ihre Amtsbrille auf, damit Sie genauer sehen können! Ich bin der Bildhauer Reinhold Geiger aus Berlin, beauftragt von Seiner Majestät, dem Könige . . .“

Er konnte den Satz nicht vollenden. Olbers unterbrach ihn, indem er ihn beim Arme faßte und zurückzog, jedoch Reinhold fast taumelte. „Komm, Geiger!“ rief er. „Das fehlte noch, daß man uns hier insultirt!“

„Laß mich, Fritz, ich habe mit diesen Herren ein Wörtlein zu reden!“ rief der Bildhauer, ihn abschüttelnd. „Hier, mein Freund, der Landschaftsmaler Fritz Olbers aus Düsseldorf, — wenn er auch nicht Director der Kunstakademie ist, wie der alte Schmidt behauptet, so ist er doch —“

„Ist Arrestant, wie Sie, wenn Sie nicht sofort gehen und den Mund halten!“ unterbrach ihn der Bürgermeister, jetzt in einem so entschiedenen Tone, daß selbst der aufgeregte Reinhold stutzte. „Mehner, requiriren Sie Hilfe, wenn es nöthig ist.“

ge sagt, — mit Deiner verehrten Braut hättest Du uns den schönsten Standal auf den Leib ziehen können. Nun hast Du sie gefunden; also sei ruhig und benimm Dich, wie ein vernünftiger Mensch. Freue Dich Deines Da seins und des kolossalen Glückes, daß Du die Ersehnte gefunden, und laß uns ein Glas Wein auf morgen trinken, wo Du ihr gewiß Aug' in Auge gegenüber stehen wirst.“

„Da hast Du eigentlich gar nicht so Unrecht,“ sagte der gutmüthige Reinhold zustimmend. „Komm, dort an den Tisch! Vom besten, den der Wirth hat! Aber halt, ich muß so sitzen, daß ich nach dem Zelte hinüber sehen kann.“

„Meinetwegen, Herr Ritter Loggenburg!“ erwiderte Olbers jactantisch. „Gott sei gelobt und gedankt, daß man endlich einmal zur Ruhe kommt!“

Reinhold setzte sich so, daß er die Eingangsthür zum Zelte, das nur ungefähr fünfzig Schritte entfernt war, im Auge behielt, und bald stand vor den Beiden eine Flasche vom Besten, mit deren Hilfe sie die gestörte Stimmung wiedergewannen. Aber nach einer halben Stunde erhob sich Reinhold von Neuem. „Fürchte nichts!“ sagte er zu Olbers, der ihn erschreckt zurückhalten wollte. „Ich kann sehr ruhig und vernünftig sein, wenn ich nur will!“

Trotzdem konnte er sich nicht enthalten, als er an dem Honoratioren-Zelt vorüberging, dem Gensdarmen freundlich zuzunicken, worauf dieser mit einem wüthenden Blick und einer geballten Faust antwortete. Da Reinhold sein Ideal von der Straße aus nicht bemerkt hatte, so ging er vorsichtig um das Zelt herum, durch dessen Fugen man das Innere leicht überblicken konnte. Aber zu seiner Verwunderung sah er die Ersehnte weder an den Tischen im vorderen Raume, noch auf dem Tanzboden. Er spähte durch jede einzelne Ritze, er umkreiste mehrmals das Zelt, — das schöne Mädchen, dessen Anblick ihn so zauberisch berührt hatte, sah er nicht mehr, und mit bedrücktem Herzen, voll banger Ahnung, kehrte er zu dem Freunde zurück.

4.

Am folgenden Morgen saßen die beiden Freunde unter einem Bäumchen auf der Wiese vor Kalberla's Gasthaus, — damals dem ersten in Sudebode, — in welchem sie mit vieler Mühe ein Unterkommen für die Nacht gefunden hatten. Reinhold blickte etwas melancholisch daren. Um so siegesgewisser leuchtete Olbers' für gewöhnlich etwas mattes Auge. „Laß mich nur machen!“ sagte er. „Wische Dich möglichst wenig in das Gespräch! Ich habe den Spürsinn, der für die Verfolgung einer so schwierigen Fährte nöthig ist.“

„Meinetwegen!“ erwiderte Reinhold. „Du thust mir ja auch einen Gefallen damit. Apropos Fährte, — hast Du denn Deinen Marder auf der Lauenburg erwischt?“

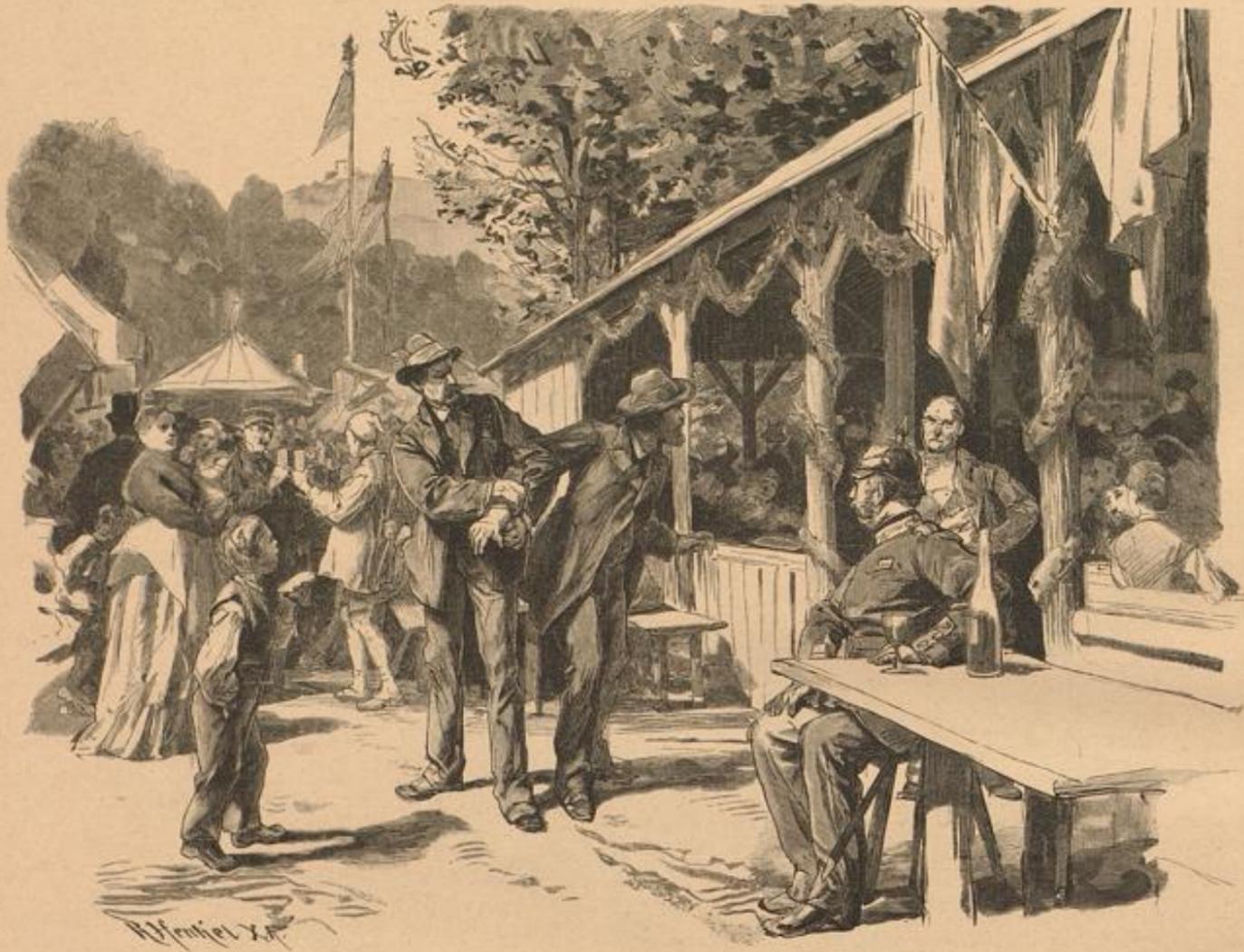
Der Landschaftler machte ein Gesicht, als ob er in weiter Ferne etwas höre, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, und antwortete dann nachlässig: „Davon ein ander Mal! Natürlich! Also laß mich nur das Terrain sondiren. Ich habe so wie so schon eine Ahnung, wer es sein könnte!“

„Und das sagst Du mir jetzt erst?“ rief Reinhold erregt. „Wer ist es?“

„Nur ruhig, ein Mann in meinen Jahren spricht über Möglichkeiten erst dann, wenn sie mehr als wahrscheinlich sind,“ erwiderte Olbers, seinen Schnurrbart liebkosend. „Ich habe da gestern in dem Zelt einen Herrn gesehen, der vielleicht — ich sage nur vielleicht! — der Vater Deines Cherubs ist. Ich streife nun seit drei Monaten hier im Harz herum, bin also in manchem Städtchen gewesen und habe so meine Vermuthungen. Doch da kommt Mutter Kalberla; wir wollen hören, was sie meint.“

Eine behäbige Frau in den besten Jahren kam mit einem großen Präsentirtbrett, auf dem sich ein Kaffeeservice für drei Personen mit allem Zubehör befand. Sie setzte es auf den gedeckten Tisch vor die beiden Herren, sah sich um und fragte dann: „Aber wo ist denn der dritte Herr?“

„Der dritte Herr, verehrteste Madame“, sagte Olbers mit einer huldvollen Bewegung, „der dritte Herr ist kein Herr, sondern eine Dame. Wir wollten uns die Ehre geben, Sie zu unserem Frühstück einzuladen!“



Jetzt hatte der Gensdarm beide Arme Reinholds ergriffen, und ein unheil drohendes Roth stieg in seinem Gesichte auf. Der Vorgang war selbstverständlich im Zelte nicht unbemerkt geblieben; einige Herren hatten sich an den vorderen Tischen erhoben, und einer derselben trat schnell in die Thür, hinter den Gensdarmen. „Was giebt's, Mehner? Was ist das für ein Lärm hier? Wer ist der Mann?“

„Er will unbefugt eindringen, Herr Bürgermeister, mit Gewalt, wie Sie sehen . . .“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ rief der Bürgermeister, die kleinen Augen, aus denen die ganze Erregung, aber auch der Genuß dieses seltenen Tages blickte, drohend auf den verwegenen Fremdling richtend.

„Aber ich will hinein! Ich muß mich der Dame, den Eltern der Dame vorstellen. Ich glaube, den jungen Forstmann, der an demselben Tische sitzt, habe ich schon gesehen.“

„Welcher Dame?“ herrschte ihn der Bürgermeister an. „Zu wem wollen Sie?“

„Ich weiß ja nicht, wie sie heißt!“ antwortete Reinhold ganz verzweifelt. „Ich will ja eben wissen, wie sie heißt, damit ich meine Aufwartung machen kann, — für meine Braut . . .“

„Mehner, wenn der Mann sich nicht augenblicklich entfernt und sich hinfort nicht ruhig verhält, so arre tieren Sie ihn!“ donnerte der Bürgermeister. „Das fehlte noch, daß solche betrunkene Landsstreicher in das Honoratioren-Zelt eindringen und unsere Damen molestiren!“

Olbers hatte sich zu seinem Freunde herabgebogen und flüsterte ihm eindringlich in's Ohr: „Reinhold, ich bitte Dich, mache keinen Lärm! Man arretert uns wahrhaftig, — bedenke den Standal! Augenblicklich kannst Du ja Dein gefundenes Ideal doch nicht modelliren, und von der Erde verschwinden wird sie doch auch nicht. Wir müssen ja erfahren, wer sie ist! Morgen kannst Du Deine Visite machen! Komm, sprich kein Wort mehr, — die Leute sammeln sich schon um uns!“

Reinhold begriff endlich, daß der Freund Recht habe, und daß jeder ärgerliche Austritt nur den hohen Zweck trüben könne, der ihn hierhergeführt. Er warf dem Bürgermeister und dem Gensdarmen noch einen Blick zu, in dem sich Spott, Keger und Stolz mischten, lästete vornehm seinen Hut und sagte: „Auf Wiedersehen, meine Herren!“ Damit wandten sich die beiden Freunde zum Gehen; doch kaum waren sie einige Schritte entfernt, so rief Reinhold wieder: „Aber wohin willst Du denn?“ und wollte seinen Arm aus dem des Freundes ziehen. „Ich bleibe hier in der Nähe und warte, bis sie herauskommt.“

Olbers ließ den Arm nicht los und schritt weiter. „Da kannst Du vielleicht lange warten!“ sagte er. „So lange die Harzer Mädchen Musik hören, gehen sie gewiß nicht vom Tanzplatz.“

„Tanzen?“ murmelte Reinhold und zog die Stirn gewaltig kraus. „Tanzen? Meine Braut tanzt nicht, darauf schwöre ich!“

„Du bist ein Narr!“ erwiderte der Landschaftler ärgerlich. „Mit Deiner, — na, ich hätte beinahe was

Die gutmüthige Frau war offenbar ein wenig über-
rascht, auch verlegen, aber sichtlich auch geschmeichelt.
„Ach Du lieber Gott, Herr Professor, ich habe ja längst
Kaffee getrunken,“ antwortete sie, einen Knix machend,
ließ sich aber doch auf den Stuhl nieder, den Olbers
mit seinem langen Arme vom nächsten Tische herbei-
geholt. „Das wird Sie nicht hindern, mit uns noch ein
Täßchen Mokka zu trinken,“ sagte Olbers verbindlich.

Die gute Frau hatte zwar im Hause viel wichtigere
Dinge zu thun, als hier Complimente anzuhören, aber
so vieler Liebenswürdigkeit konnte sie nicht widerstehen.
„Nur ein Täßchen, wenn's erlaubt ist,“ sagte sie, sich
zurecht setzend. „Es würde mich freuen, wenn es den
Herren hier gefällt. Sie, Herr Professor, waren ja
schon öfters hier und sind stets ein lieber Gast; aber
den andern jungen Herrn sehe ich zum ersten Male.“

„Ich sage Ihnen, beste Frau, dieser bärtige junge
Mann mit den unschuldigen Augen ist ein ganz ver-
schämter Patron!“ rief Olbers, während die Wirthin
den Kaffee einschenkte. „Werden Sie es glauben, wenn
ich Ihnen sage, daß er ganz expresse nach dem Sude-
roder Freischützen gekommen ist, um sich hier eine Braut
zu suchen?“

Die gute Frau wußte offenbar nicht recht, ob sie
ein ernstes oder ein heiteres Gesicht zu dieser vertrau-
lichen Mittheilung machen sollte. Glücklicher Weise
brauchte sie nicht zu antworten, da Reinhold, auf die
Intentionen des Freundes eingehend, ganz ernsthaft
sagte: „Aber, Fritz, Du brauchst auch nicht Alles aus-
zuplaudern! Wenn die Dame das weiter sagt, —“

„Dann werden Sie die schönen Harzer Fräulein
nur geschmeichelt fühlen!“ fuhr Olbers fort. „Mit der
Braut hat das aber seine eigene Verwandtschaft; das
ist nur im künstlerischen Sinne zu verstehen. Mein
Freund ist nämlich Bildhauer, ein sehr berühmter
Bildhauer.“

Die Wirthin sah ihr Gegenüber mit treuherzigen
Augen erstaunt an, als sei es ein Wunderthier. Aber
zu sagen wußte sie nichts darauf.

„Das heißt, er macht Figuren, aus Marmor, Gyps
Thon, Holz,“ fuhr Olbers fort; „allerlei schöne Sachen,
alte Ritter, Nymphen, Heilige, Napoleon, den alten Fritz,
Schiller und Goethe, kurz, was sich das Herz wünscht.“

„Ah, nun weiß ich!“ rief die Wirthin ganz erfreut.
„Kauf' Sie Gypsfiguren, kauf' Sie Gypsfiguren!“

Reinhold lachte, daß es durch den Garten schallte,
und Olbers schmunzelte. „Nun ja, ungefähr so, beste
Frau,“ sagte er. „Aber er trägt sie nicht selbst herum,
um sie zu verkaufen; er macht sie nur für die Leute.
Sehen Sie, nun hat mein Freund den Auftrag be-
kommen, auch eine Braut zu machen, so recht sittig
und bescheiden, mit dem Myrtenkranz und dem langen
Schleier —“

„Ach, das muß schön sein, das kaufe ich gleich!“
unterbrach ihn die Wirthin eifrig.

„Hörst Du, Reinhold? Notire Dir den Auftrag!“
fuhr der Landschaffer fort. „Nun braucht aber mein
Freund Geiger dazu ein recht hübsches Gesicht, denn
so aus dem Kopfe kann er doch nicht Alles machen; er
muß doch auch etwas vor Augen haben.“

Dazu nickte die Frau Wirthin; das leuchtete ihr ein.
„Und da hat er nun gestern in dem Honoratioren-
Zelt so ein Gesicht gesehen, das ihm schön genug
scheint, um seine Braut danach zu machen,“ fuhr
Olbers fort. „Jetzt aber sprich Du, Reinhold, und be-
schreibe unsrer freundlichen Wirthin genau, wo Du das
junge Mädchen gesehen, und wie sie ausgeseht.“

Das that nun auch der junge Künstler mit aller
Ausführlichkeit. Die gute Frau hörte aufmerksam zu;
da sie aber einen großen Theil der Ausdrücke, die Rein-
hold in seiner Kunstsprache gebrauchte, nicht verstand,
und da sie drüben in der Haushür ihren Mann stehen
sah, der schon lange energisch herüberwinkte, so wurde
sie ganz roth vor Verlegenheit und Unruhe. „War sie
denn blond oder braun oder gar schwarz?“ rief sie, als
Reinhold einmal eine Pause machte.

„Blond, — ein schönes, glänzendes Blond.“

„Und groß oder klein?“

„So weit ich es beurtheilen konnte, eine gefällige
Mittelfigur,“ erwiderte Reinhold.

„Nun, das ist keine Andere gewesen, als des Rent-
meisters Tochter Marie aus Wallenburg!“ rief sie auf-
springend und hocherfreut, daß nun das Examen zu
Ende sei. „Ich dacht's mir gleich, — das ist die
Schönste weit und breit im Umkreise. Und wenn
ich nicht irre, ist sie auch so halb und halb Braut, —
das paßt sich ja ganz vortrefflich. Aber nun entschuldigen
Sie, meine lieben Herren! Sie sehen, der Alte winkt in
einem fort; ich muß nach dem Rechten sehen. Ich kann
Ihnen ja nachher noch mehr sagen. Aber des Rent-
meisters Marie ist es, daran ist gar kein Zweifel!“

Damit eilte sie fort. „Nun siehst Du, Reinhold,“
sagte Olbers, „meine Ahnung hat sich bestätigt; ich dachte
sogleich, es sei die Tochter des Rentmeisters Ebers aus
Wallenburg. Ich hatte zwar in dem Zelte nichts Ge-
naueres erkannt, aber es war mir doch so, als müßte

sie es sein. Meine Prophezeiung ist also in Erfüllung
gegangen: Du hast Deine Braut auf dem Suderoder
Freischützen gefunden!“

Dazu machte er ein triumphirendes und überlegenes
Gesicht, das sich aber sogleich veränderte und beinahe
verlegen wurde, als Reinhold jetzt lebhaft fragte: „Du
bist also wohl gar mit der Dame bekannt? Du warst
in Wallenburg?“

„Ich war in Wallenburg, ja, aber mit der Dame
bin ich nicht näher bekannt geworden,“ erwiderte Olbers
etwas kleinlaut. „Es ist ein sehr schönes Mädchen, —
eigentlich nicht so, wie ich mir Deine Braut gedacht
hätte, — aber Ihr Bildhauer habt ja manchmal einen
curiosen Geschmack, und dann wißt Ihr ja auch an
Eurem Modell gerade nur das herauszufinden, was Euch
für Eure Zwecke paßt. Mich hat der Herr von
Rheineck, der Adjutant des Herzogs von Anhalt, auf
sie aufmerksam gemacht, und ich habe sie mehrmals ge-
sehen.“

„Rheineck, — Herzog von Anhalt? Gehört denn
Wallenburg etwa zu diesem Herzogthum?“ rief Reinhold
mit freudiger Lebendigkeit und sprang auf.

„Ja freilich, weißt Du das nicht? Kennst Du denn
Herrn von Rheineck oder gar den Herzog?“

„Gewiß! Der Herzog hat mich einmal in meinem
Atelier in Berlin besucht und erst neulich ein paar
Amoretten von mir gekauft. Und der Adjutant, mit dem
habe ich in fröhlicher Gesellschaft manch Schöpplein ge-
leert. Ei, Fritz, das ist ja eine superbe Nachricht! Das
nimmt mir die schwerste Sorge vom Herzen! Da
kann der alte Rentmeister ja gar keine Umstände machen,
wenn ich mit einer Empfehlung vom Adjutanten oder
gar vom Herzog komme!“

Olbers schaute nicht ganz so befriedigt aus, wie
sein Freund. Es lag etwas in seinem Gesichte, das
nicht nur Verlegenheit, sondern wohl auch etwas wie
Spott, wenn nicht gar ein wenig Schadenfreude in sich
borg. „Ich denke auch, daß Du gewonnen Spiel hast,“
sagte er trotzdem so zuversichtlich, wie möglich. „Der
Rentmeister soll freilich ein etwas aparter Herr sein!
So sehr alt ist er übrigens auch noch nicht. Aber das
wird Rheineck wohl Alles ordnen, — wenn er noch
da ist!“

„Er wird schon da sein!“ rief Reinhold in glück-
licher Laune. „Jetzt glaube ich, daß Alles gut geht!
Gefunden ist sie, das ist die Hauptsache. Vor allem
habe ich ja nicht bange. Da müßt' ich ja kein
echter Rheinländer sein, wenn ich es nicht durchsehte,
daß mir so ein Rentmeisters-Töchterlein ein paar Tage
Modell sitzen muß! Schlimmsten Falles wird das mein
Freund, der Herzog, schon erledigen.“

„Schade, daß Du dem alten Schmidt nicht gesagt
hast, daß Du ein Freund des Herzogs bist,“ spottete
Olbers. „Da hättest Du gewaltigen Respect vor Dir be-
kommen, denn nach dem Könige von Preußen ist der
Herzog der angesehenste Mann im Harz und noch be-
liebter, da er dem Volke persönlich bekannt ist.“

„Wie weit ist es denn nach Wallenburg? Da
können wir uns am Ende gleich auf den Weg machen?“

„Wo denkst Du hin!“ antwortete Olbers, entschieden
abschneidend. „Denk' an die Mittagshize! Der bequemere
kürzere Weg in der Ebene bietet fast gar keinen Schatten
und ist doch gute drei Stunden weit, ohne Gelegenheit
zur Einkehr. Nein, Freundchen, wir bleiben hier bis
Nachmittag und fahren dann hinüber, sodaß wir zu
guter Zeit in der feinsten Equipage, die sich ausstreuen
läßt, unseren Einzug in Wallenburg halten. Das wird
Eindruck machen. Morgen früh gehen wir dann auf
Recognoscierung.“

„Ganz, wie Du willst!“ rief der Bildhauer. „Ich
bin schon glücklich, daß ich sie gefunden. Ah, und wie
muß sich das Alles erst in der Nähe entwickeln!“

„Fürchtest Du nicht, daß Du ein wenig enttäuscht
sein könntest, wenn Du Fräulein Marie Ebers näher
trittst?“ fragte Olbers bedenklich. „Es ist zwar ein
sehr schönes Mädchen, aber —“

„Thorheit! Auf meine Augen kann ich mich verlassen!“
rief Reinhold übermüthig. „Den Schnitt, den Charakter
des Gesichtes habe ich im ersten Augenblicke fest. Alter
Griesgram, verdirb mit meine Freude nicht!“

„Hoffen wir also das Beste!“ nickte Olbers. „Und
nun will ich Dir einen Vorschlag machen. Suderode
kennen wir. Bei Mutter Kalberla ist man recht gut
aufgehoben, aber da drüben wohnen auch noch Leute.
Ich meine, auf dem Stubenberg und in Bernrode.
Außerdem bekommen wir auch dort leichter einen Wagen,
als hier. Laß uns die kühle Morgenstunde noch be-
nutzen; es ist kaum ein halbes Stündchen zu wandern.“

„Mir recht!“ lachte Reinhold. „Ich kenne das Nest
in- und auswendig!“

„Und,“ fügte Olbers leiser hinzu, „wenn es gerade
nicht nöthig ist, brauchen wir ja dem Bürgermeister und
dem Gensdarmen nicht wieder zu begegnen. Die sind
uns nicht grün, von gestern her!“

„Paß, um die kümmerer ich mich nicht so viel!“
rief Reinhold und schnippte mit den Fingern. „Im

Gegentheile, mit denen möchte ich wohl noch ein Wört-
lein reden.“

„Dazu haben wir immer noch Zeit, wenn Du als
großer Künstler und Freund des Herzogs mit dem
Modell Deiner Braut von Wallenburg zurückkommst,“
sagte der Landschaffer, langsam seine Glieder in die
Höhe richtend, wozu er seufzte und stöhnte.

„Du hast Recht, alter Freund!“ rief Reinhold.
„Ja, dann sollen die Burschen schöne Augen machen!“

5.

Am folgenden Nachmittage befand sich Reinhold
Geiger auf dem Wege zum Wallenburger Schlosse. Er
hatte seine Garderobe, so weit dies nach den über-
standenen Fährlichkeiten nur irgend möglich war, in
Stand setzen lassen und Haar und Bart sogar der
verschönernden Hand des einzigen Friseurs im Städtchen
anvertraut. So gewappnet, trat er den schweren Gang
an. Fritz Olbers hatte es mit Hartnäckigkeit abgelehnt,
ihn zu begleiten; er meinte, so etwas mache Jeder
am besten allein ab.

Leider war der Adjutant des Herzogs, Premier-
Lieutenant von Rheineck, nicht in Wallenburg; seine
Rückkehr wurde erst in einigen Tagen erwartet. Olbers
hatte darauf bestanden, Reinhold solle warten, bis der
Adjutant zurückgekehrt sei und ihn unter seine hohe
Protection nehmen könne, ehe der Gang in die Höhle
des Löwen, das heißt in die Wohnung des Rentmeisters,
gewagt werde. Aber für Reinholds Ungeduld war
diese Frist zu lang gewesen; er wollte es allein wagen,
und darauf hin hatte Fritz Olbers „seine Hände in
Unschuld gewaschen“ und jede Theilnahme an der
künstlerischen Argonauten-Fahrt des Freundes mit der
bereits erwähnten Entschiedenheit abgelehnt.

Reinhold war es heiß geworden, während er den
Weg zum Schlosse emporstieg. Die Sonne des schönen
Sommer-Nachmittags hatte den Wanderer nicht geschont;
wärmer aber noch machte ihn die innere Unruhe, das
Mißbehagen, sich vor einer Situation zu befinden, die
möglicher Weise recht unangenehm werden konnte. Oben
angelangt, blickte er ringsum und fragte dann einen
Soldaten, der über den Hof kam, nach der Wohnung
des Rentanten Ebers. Dieser deutete auf die nächste
Thür. Reinhold hatte das unbestimmte Gefühl, als ob
ihn Einer bei den Schultern nehme und umwenden
wolle. Aber er hielt aus und stieg die steinernen
Stufen der breiten Rampe empor. An einer mächtigen
Thür aus Eichenholz, die halb geöffnet war und auf
einen weiten Flur führte, stand er noch einmal still, und
wieder war es ihm, als rief ihm eine Stimme zu:
„Reinhold, lehr' um!“ Aber der junge Künstler war
nicht abergläubisch, und er hätte sich ja auch vor Olbers
schämen müssen, wenn er mit der Nachricht zurück ge-
kommen wäre, er sei vor der Hausthür umgekehrt. Auch
gab es ja noch eine Möglichkeit, nämlich die, daß
der Rentmeister nicht zu Hause war. Für diesen Fall
wollte Reinhold seine Karte abgeben; das war dann
immerhin der Anfang einer Bekanntschaft.

Auf dem geräumigen, mit mächtigen Fliesen ge-
pflasterten Flur war es so schön dämmerig und kühl,
daß der junge Rheinländer unwillkürlich an die schattigen
Vorhallen der heimathlichen Weinstuben erinnert wurde
und bei sich dachte, wie prächtig es sein müsse, hier
mit einem alten, gemüthlichen Herrn zu sitzen und ein
Glas echten, unversälfchten Weines zu trinken. Es kam
über ihn wie ein zweites Gesicht, und er sah sich im
Geiste an dem großen Tische, der in der Ecke stand,
mit einem ältlichen Herrn von unbestimmten Umrissen
sitzen.

Langsam ging er den Flur hinab, in schier traum-
haftem Zustande; er hätte sich auf die lange Bank an
der Wand setzen mögen, um von Vergangenheit und
Zukunft zu träumen. Da öffnete sich die eine Thür,
und heraus trat ein stattlich aussehender Mann in
mittleren Jahren, das Haar im Ergrauen, der Schnurr-
bart noch ganz schwarz, das runde Gesicht blühend frisch
und die hellen, grauen Augen scharf, wie die des Falken.

Er hatte die Thür heftig hinter sich zugeworfen,
stand still und musterte mißtrauisch den Fremden. „Zu
wem wollen Sie? Wer sind Sie?“ fragte er.

Reinhold sah es dem Manne und hörte es der
Stimme an, daß sie hier in diesen Räumen zu gebieten
gewohnt waren. Er lästete höflich den Hut: „Ich
wünschte Herrn Rentmeister Ebers zu sprechen.“

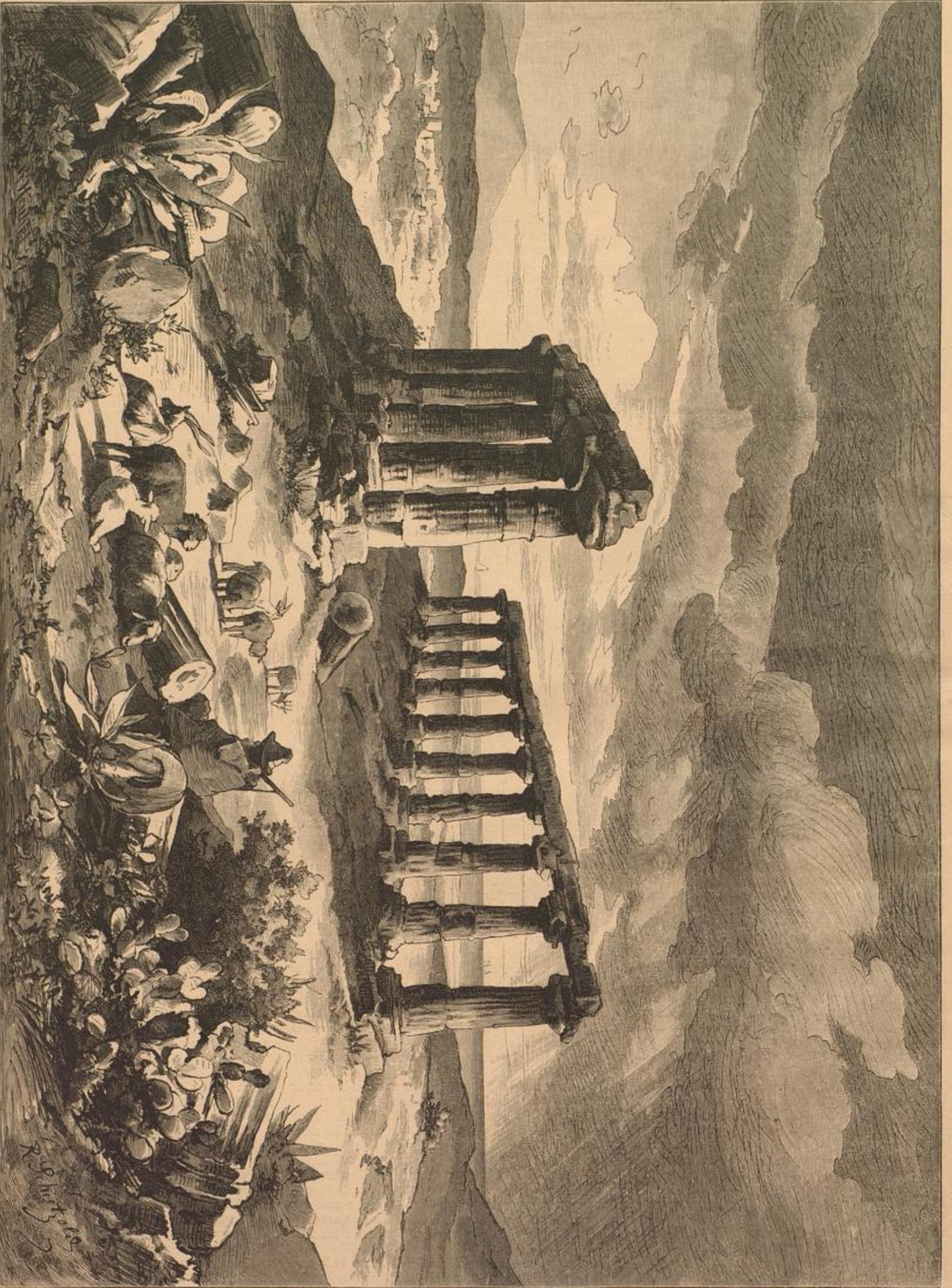
„Der bin ich. Was wünschen Sie?“

„Herr Rentmeister, ich komme zu Ihnen mit einer
ganz ungewöhnlichen Bitte —“

„Wenn es geschäftliche Angelegenheiten sind, so be-
mühen Sie sich in's Bureau; meine Dienststunden sind
vorüber!“ unterbrach ihn der Rentmeister unwirsch.

„Der Secretär ist noch dort.“

Er wollte weiter gehen, nach der Treppe zu. Rein-
hold trat einen Schritt vor. „Entschuldigen Sie, es ist
eine persönliche Angelegenheit,“ sagte er. „Leider habe
ich mir keine Empfehlung an Sie verschaffen können, da



Die Tempel-Ruinen von Metaponto in Calabrien. Von M. Schiebold. — Siehe Seite 346.

Seine Hoheit der Herzog und der Herr von Rheineck hier nicht anwesend sind. Mein Name ist Reinhold Geiger; ich bin Bildhauer, aus Berlin."

Der Beamte maß den sonderbaren Fremdling, der die Kühnheit hatte, sich auf Seine Hoheit zu berufen, mit Blicken, die in jeder Secunde schärfer wurden. Reinhold hatte eine einladende Handbewegung erwartet, ihm zu folgen. Aber nichts davon. Mit gerunzelter Stirn stand der Rentmeister vor ihm und sagte nach einer kurzen Pause: "Nun? Bitte!"

"Mein Name ist in der künstlerischen Welt nicht ganz unbekannt," fuhr Reinhold etwas unsicher fort. "Ich habe sogar das Glück gehabt, daß Seine Majestät der König von Preußen mich beauftragt hat, eine Marmorstatue für ihn auszuführen. Gerade dieser Umstand ist es, der mich zu Ihnen führt, Herr Rentmeister. Ich suche für diese Statue, welche eine Braut vorstellen soll, ein Modell, ein möglichst schönes Modell, und der Zufall hat mich dieses in Ihrem Fräulein Tochter finden lassen, die ich flüchtig vorgestern auf dem Freischießen in Suderode gesehen."

Bei den letzten Worten war das Gesicht des Rentmeisters dunkelroth geworden, und die Augen sprühten förmlich Feuer und Flammen.

"Es handelt sich natürlich nur um wenige Stunden, Herr Rentmeister!" fuhr Reinhold fort, der das Schweigen des Herrn für ein gutes Zeichen halten mochte. "Ein Kopf ist bald modellirt. Sie würden nicht nur mir, sondern der Kunst überhaupt einen ganz unbezahlbaren Dienst erweisen, wenn Sie die Güte hätten, Ihr Fräulein Tochter zu veranlassen . . ."

"Herr!" fuhr der Rentmeister mit verhaltener Wuth los. "Herr, sind Sie einer der beiden Landstreicher, die vorgestern in unser Zelt in Suderode eindringen wollten?"

Reinholds Stirn zog sich zusammen. "Entschuldigen Sie, Herr Rentmeister," sagte er gereizt, "von Landstreichern kann nicht wohl die Rede sein, wenn man, wie ich, mit Seiner Hoheit bekannt ist und einen königlichen Auftrag hat. Die vornehmsten Damen würden es sich zur Ehre rechnen, einem Künstler für eine so hohe Aufgabe als Modell zu sitzen. Ihre Unbekanntschaft mit derartigen Verhältnissen . . ."

"Dort ist der Weg, den Sie hergekommen sind!" unterbrach ihn der Rentmeister in lichterlohem Zorne. "Sie haben meine Tochter ohnehin schon in's Gerede gebracht, Sie und Ihr sauberes Kumpan, der Maler, die Hopfenstange, der hier immer auf dem Hofe herumschlich und nach den Fenstern guckte. Sagen Sie nur dem Herrn, er solle sich nicht wieder hier oben sehen lassen, — und Ihnen gebe ich denselben Rath, verlassen Sie mich? Ueberhaupt werde ich mich erkundigen, ob Ihre Papiere in Ordnung sind, und ist das nicht der Fall, so sind Sie die längste Zeit in Wallenburg gewesen. Auch mit Herrn von Rheineck werde ich sprechen, — es scheint mir, als ob er etwas leichtgläubig wäre. Meine Tochter, — ha, das glaube ich! — gefällt Ihnen wohl? Danke recht schön! Ist anderweitig versorgt? Hoffe, Sie hier oben nicht mehr zu sehen!"

Er machte, wie zum Gehen, eine tiefe Verbeugung, lachte kurz auf und ging mit langsamen Schritten der Treppe zu, die er hinaufstürzte, daß es nur so dröhnte. Reinhold sah ihm nach, blieb noch eine Weile verduzt stehen, machte dann kurz kehrt und ging zum Hause hinaus. Von der Rampe aus blickte er noch einmal auf den schattigen Flur zurück, der ihm kurz vorher eine so freundliche Vision vorgegaukelt hatte. "Heiliger Nostradamus!" brummte er vor sich hin, "ist das ein Grobian! Ich will ihm nur wünschen, daß er mir nicht wieder vor die Augen kommt! Aber eine verfluchte Geschichte ist es doch! Ich sollte sie wirklich nicht wiedersehen?"

Dann stürzte er den Schloßberg hinab, nach dem Gasthause, in dessen schattigem Vorgarten Fritz Olbers den Freund erwartete. Reinhold warf sich mit zornigem Gesicht auf einen Stuhl und polterte los: "Jetzt reise ich aber sofort zum Herzog und verklage den Grobian, den Rentmeister! Ich will mein Recht haben! Und Du bist mir auch ein schöner Bursche! Scheinst mir da oben gut angeschrieben zu sein!"

"Wüßte nicht, wie ich zu der Ehre käme!" antwortete Olbers gleichmüthig und blies aus seiner Thonpfeife eine lange Rauchwolke vor sich hin. "Ist denn von mir überhaupt die Rede gewesen?"

"Ja freilich! Was er eigentlich gegen Dich hat, habe ich nicht recht verstanden. Aber Du sollst Dich nicht wieder da droben sehen lassen, nicht mehr auf dem Hof umherstreichen und nach den Fenstern gucken, sagte er. Da bin ich schon angekommen!"

Er erzählte eifrig und ingrimmig. Olbers lauschte mit großer Aufmerksamkeit, schien aber nicht sonderlich betrübt über das Malheur des Freundes und konnte zuweilen schwer ein Lächeln unterdrücken.

"Ich habe es Dir ja gesagt, wir hätten Rheineck's Rückkehr abwarten müssen!" sagte er dann achselzuckend. "Aber du hattest ja keine Minute Zeit. Und überdies

hättest Du die Sache ganz anders anfangen müssen! Das Schloß enthält manche künstlerische Schenswürdigkeit. Wir hätten auf's Schloß gehen, uns vom Kastellan herumführen lassen müssen; ein reiches Trinkgeld hätte ihn gefällig und gesprächig gemacht. Wir hätten erwahnt, daß Du mit dem Herzog bekannt seiest; der Kastellan hätte das gewiß weiter geplaudert. Am Abend wären wir nach der Stammkneipe des Rentmeisters gegangen, hätten eine Gelegenheit gesucht, uns ihm vorstellen zu lassen, — genug, es hätte mit dem Kukul zugehen müssen, wenn er uns nicht selbst am zweiten oder dritten Tage in seine Familie eingeladen hätte. Aber Deine Ueberreißung — —"

"Papperlapapp!" unterbrach ihn Reinhold ärgerlich. "Warum hast Du mir das Alles nicht vorher gesagt? Weil Du hier bereits bekannt bist und Dich vor dem Rentmeister nicht zeigen wolltest! Ich gehe zum Herzog!" "Nache nicht nochmals einen dummen Streich!" warnte Olbers. "Selbst der Herzog kann dem Rentmeister nicht befehlen, seine Tochter als Modell für Deine Braut sitzen zu lassen. Das sind Familien-Angelegenheiten, in die sich kein Potentat hineinmischen darf. Und vielleicht will das Mädchen selber nicht. Ich glaube, unsere Rolle hier ist ausgepielt, und wir können unser Bündel schnüren. Der Rentmeister erlaubt es seiner Tochter nicht, Dir zu sitzen, selbst wenn sie will, woran ich übrigens zweifle, da sie, wie ich höre, wirklich Braut eines Forstbeamten ist!"

"Kannst Du nichts Besseres thun," rief Reinhold mißmüthig, "als mir auch das letzte Restchen Courage nehmen? Ich sage Dir, sie muß mir doch sitzen, und wenn der Vater sie mit Ketten an die Mauern des Burgverließes geschlossen hätte!"

"Nun höre Einer den Bramarbas!" spottete Olbers. "Na warte, Du wirst Dich noch sehr wundern! Ich für mein Theil gebe die Unternehmung auf und werde abreisen. Studien kann man hier nur mit Mühe machen; etwas Rechtes zu jagen giebt es auch nicht; schlimmsten Falls gehe ich wieder nach der Lauenburg zu dem —"

"Zu Deinem Marder!" unterbrach ihn Reinhold. "Laß das für's Erste bleiben und halte Dich noch zu mir! So leicht werfe ich die Flinte nicht in's Korn. Du sollst sehen, daß mich der Rentmeister selbst zu seiner Tochter führt, mich ihr vorstellt und mich ersucht, die Copie dieses herrlichen Gesichtes zu nehmen!"

"Nun, ich wünsche Dir alles Gute!" antwortete Olbers. "Aber wenn ich gerade besser bei Kasse wäre, so würde ich mein ganzes Vermögen darauf verwetten, daß Du mit gebrochenem Herzen von Wallenburg abziehen mußt. Wenn Du mir zum Beispiel zwanzig Thaler leihen wolltest, so würde ich sofort die Wette eingehen. Bist Du damit einverstanden?"

"Womit?" rief Reinhold, der schon wieder in bester Laune war, laut lachend. "Mit der Wette oder mit den zwanzig Thalern? Hast Du denn kein Geld mehr? Und ist denn Dein Wechsel nicht gekommen?"

"Hat sich was zu wechseln," brummte Olbers, "wenn man so oft seinen Aufenthalt wechselt! Sie wissen ja in Düsseldorf gar nicht, wo ich bin. Ich bin ganz blank. Da Du aber wahrscheinlich selber nicht mehr viel —"

"Na, die zwanzig Thaler kann ich Dir schon noch geben!" rief Reinhold wohlgemuth. "Uebrigens wohnt Du ja selbstverständlich hier auf meine Kosten. Die Wette nehme ich auch an; das heißt, ich zahle Dir zwanzig Thaler, wenn ich verliere, und Du brauchst mir nichts zu zahlen, wenn Du verlierst."

"Aber die zwanzig Thaler?" sagte Olbers und blickte forschend zu dem Freunde hinüber.

"Erhältst Du natürlich sofort!" antwortete dieser, zog sein Portefeuille heraus und legte zwei schöne, neue Zehnthalerscheine auf den Tisch.

"Du bist wirklich ein braver Kerl!" rief der Landschafter aufspringend und legte seine langen Arme um Reinholds Nacken, sodaß die Hände hinten weit übereinanderschlugen. "Nun will ich meine Wette gern verlieren! Wir bleiben also hier!"

6.

Schon am folgenden Vormittag begegneten die beiden Freunde auf einem Schlenbergange durch das Städtchen dem Adjutanten von Rheineck. Der Adjutant, ein jovialer junger Mann von kaum dreißig Jahren, war höchlichst überrascht, den Bildhauer in Wallenburg zu finden und die Ursache seiner Anwesenheit zu erfahren.

"Ich kann mir den Rentmeister lebhaft denken!" rief er lachend. "Er ist der Beamte, wie er im Buche steht. Kunst und Literatur interessieren ihn gar nicht, Wissenschaft höchstens insofern, als sie mit dem Rechnen und den wirtschaftlichen Verhältnissen in Verbindung steht. Er hat Ihren Antrag als eine Beleidigung aufgefaßt, lieber Geiger, und Sie dürfen ihm das, bei Plichte betrachtet, kaum übelnehmen. Aber Sie sollen Ihren Zweck erreichen! Ein schönes Mädchen ist die Marie Ebers. Freilich, — eine Braut? Nun, Sie müssen

das am besten wissen! Uebrigens ist sie so gut wie verlobt mit dem jungen Meißner, einem Forstadjuncten, übrigens einem prächtigen Kerl. Nun, lassen Sie mich nur machen, und verhalten Sie sich ganz ruhig. Unterlassen namentlich auch Sie, Herr Olbers, Ihre Spaziergänge auf dem Schloßhofe; ich weiß, daß der Rentmeister Ihnen das 'Herumschleichen', wie er es nennt, übel genommen hat. Vor allen Dingen aber ist Eines nöthig! Wollen Sie es mir nicht übel nehmen, lieber Geiger, wenn ich es sage?"

"Aber ich bitte Sie, Herr von Rheineck, reden Sie nur frisch weg! Sie sind ja mein Rettungsengel!"

"Nun," fuhr der Adjutant fort, "ich bin ja auch viel zu Fuß gereist, natürlich in Civil, sogar in Italien und Spanien; ich weiß also, wie man aussieht, wenn man Stunden lang in Regen und Staub marschirt, und wenn nachher die Sonne auf die strapazirte Garderobe niederbrennt. Das hat ja auch in der Fremde gar nichts zu sagen, wenn man keine besonderen Zwecke verfolgt. Aber gesellschaftliche Erfolge kann man damit nicht erringen, auch keine Eroberungen machen und vor Allem den ländlichen Honoratioren nicht imponiren. Fahren Sie heute Nachmittag mit mir nach B., lieber Geiger! Vertrauen Sie sich meinem Lieferanten an, und Sie haben gewonnenes Spiel! Lassen Sie dann Alles nur meine Sorge sein, und betrachten Sie mich als Repräsentanten Seiner Hoheit, der, wie ich bestimmt weiß, Ihnen wohl gewogen ist!"

"Ich glaube, Sie haben Recht!" rief Reinhold lustig und schüttelte dem Adjutanten die herzlich dargebotene Hand. "Also fahren wir!"

"Auf mich würde sich diese Gunst Seiner Hoheit des Herzogs, das heißt seines Repräsentanten, wohl nicht erstrecken?" fragte Olbers kleinlaut.

"Rein!" antwortete Rheineck, laut auflachend. "Erstens bildet Ihr Kostüm eine ganz unschätzbare künstlerische Einheit, die in keiner Weise angetastet werden darf, und zweitens begnügt sich Ihre Modelle, die Berge und Wälder, mit jedem, also auch diesem hochinteressanten Kostüm."

"Es würde also nicht einmal eine Sammetjacke für mich abfallen?" fragte Olbers mit komischer Wehmuth.

"Versuchen wir's; kommen Sie mit!" rief Herr von Rheineck. "Also abgemacht, meine Herren! Punkt drei Uhr Nachmittag hole ich Sie ab!"

So war also die Angelegenheit in eine neue Phase getreten. Reinhold, und dadurch auch gewissermaßen sein Freund und Begleiter Olbers, stand unter dem Schutze des Herzogs, des Landesherrn!

Begreiflicherweise war doch ein wenig von der Angelegenheit in's Publicum gedrungen, und die beiden Künstler wurden der Gegenstand der öffentlichen Neugierde. Es liefen die verschiedensten Versionen um: bald hieß es, der eine von den Beiden oder Beide wollten die schöne Rentmeisterstochter malen; dann wieder, es solle eine Wachsfigur nach ihr gemacht werden, weil der König von Preußen von ihr gehört habe und sie in sein Maritimen-Cabinet stellen wolle, und dergleichen mehr. Der Rentmeister selbst hatte geplaudert und im Kreise seiner Intimen auf dem "Felsenkeller" versichert, er werde es den beiden frechen Burschen schon zeigen. Andere wollten wissen, der Forstadjunct Meißner gehe nie mehr ohne seine Doppelbüchse aus und habe geschworen, den Maler oder den Wachsfigurenmacher niederzuschießen. Wo sich die Beiden zeigten, waren sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

An einem kleinen Orte kann nichts geheim bleiben. So erfuhr man denn auch eines Vormittags, daß aus B. eine Kiste als Filgut an den Bildhauer Geiger angekommen sei, und Nachmittags erschien der Genannte im Concert auf der Schloß-Esplenade in einem funkelneuen Anzuge. Auch Olbers trug eine neue Sammetjacke, etwas dunkler und länger, als die frühere. Geiger, das gestanden Alle zu, sah jetzt ganz anders aus. Der schwarze Anzug, der leichte, moderne Filzhut standen ihm vortrefflich. Etwas Vegeres hatte er freilich immer noch in seinem ganzen Wesen; aber so viel wußten doch auch diese Kleinstädter von der Welt, daß man das einem Künstler verzeihen müsse. Und als nun gar während der Concert-Pause der allgemein beliebte Adjutant von Rheineck Arm in Arm mit Geiger in den Gängen der Esplanade auf und ab wandelte, neigten sich die Gemüther in erfreulichster Weise dem Künstler und seinen Bestrebungen zu. Man flüsterte, der junge Mann müsse sich doch eigentlich recht gekränkt fühlen, wenn er mit so reellen Absichten gekommen, und der Herr Rentmeister, der immer gar vornehm thue, habe vielleicht sein Glück verfehrt.

Darüber, daß der eigentliche Haupt-Gegenstand all dieser Aufregung sich gar nicht zeige, wunderte sich Niemand; dem Jeder wußte, daß der Rentmeister einen heiligen Eid geschworen: so lange die beiden Fremden in Wallenburg weilten, solle seine Marie mit keinem Schritte die väterliche Wohnung verlassen. Es war sogar kein Damenbesuch angenommen worden. Auch die Cousinen und Freundinnen hatten sich mit der Auskunft

begnügen müssen, Marie habe sich stark erkältet und müsse sich sehr in Acht nehmen. Briefe konnte man aber nicht abweisen, und so waren Marie und ihre Mutter wahrscheinlich doch vollkommen von Allem unterrichtet, was über die wunderliche Angelegenheit in Wallenburg verhandelt wurde.

Am folgenden Tage durchlief abermals eine Nachricht die Stadt und schlug wie eine Bombe ein. Die zuverlässigsten Zeugen, unter ihnen als erster der Wirth zum „Bären“, hatten gesehen, daß der Herr Schlosshauptmann, in voller Uniform, schon früh Morgens den Gasthof besucht, sich nach dem Zimmer des Bildhauers Geiger erkundigt und diesem einen Besuch abgestattet habe. Das war merkwürdig. Der Schlosshauptmann war in Abwesenheit des Herzogs der erste Mann in Wallenburg, verließ auch, da er alt und schwächlich war, selten seine Zimmer und das Schloß. Da mußte etwas ganz Besonderes vorgefallen sein!

Dem war auch so. Der Schlosshauptmann, so erfuhr man, hatte einen eigenhändigen Brief des Herzogs erhalten, dahin lautend: der Herzog habe erfahren, daß sich zur Zeit der Bildhauer Reinhold Geiger, den er sehr hoch schätze, in Wallenburg befinde; der Herzog wünsche, daß diesem Künstler in Allem, was er vorhabe, jeder Vorstoß von Seiten der herzoglichen Hausbeamten geleistet werde; wolle derselbe auf dem Schlosse wohnen, so solle man ihm in der gastfreiesten Weise entgegenkommen. Worauf denn selbstverständlich der Schlosshauptmann nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich zu dem Künstler zu begeben, demselben die gnädigen Intentionen Seiner Hoheit mitzutheilen, sich ihm in jeder Beziehung zur Verfügung zu stellen und vor Allem anzufragen, ob Herr Geiger auf dem Schlosse zu wohnen wünsche, was dieser mit dem Ausdruck tiefgefühlten Dankes abgelehnt habe, da er schon in den nächsten Tagen Wallenburg zu verlassen gedenke, das er nur zu einem ganz besonderen Zwecke besuche.

Ob dieser ganz besondere Zweck zwischen den beiden Herren noch näher erörtert worden, darüber besagte Jhana für's Erste nichts. Thatsache war es nur, daß man den Rentmeister an diesem Tage in sehr übler Laune gesehen hatte, was aber nicht hinderte, daß bei der förmlichen Vorstellung, die Herr von Rheined noch an demselben Abend auf dem Felsenkeller herbeiführte, der Rentmeister die ihm gemüthlich dargebotene Hand des Bildhauers kräftig schüttelte oder sich wenigstens die seine kräftig schütteln ließ.

In den nächsten Tagen sprach man im Städtchen von nichts Anderem; Reinhold und Marie waren die Helden des Tages. Der Rentmeister konnte dem Schützlinge des Herzogs die Bitte, die ja, wenn man Alles bedachte, eine große Ehre in sich schloß, nicht abschlagen. In der That hatte er sich auch bei dem jungen Künstler entschuldigt, demselben die Gewährung seines Wunsches zugesagt, sich aber mit einer gewissen Bellemmung erkundigt, wie lange denn „das“ dauere, welche Vorkehrungen dazu nöthig seien, und so weiter, — worauf Geiger, der jetzt die Glückseligkeit selbst war, in der befriedigendsten Weise antwortete. Trotz der veränderten Verhältnisse hielt aber der Rentmeister seine Tochter immer noch in der Clausur; Niemand durfte sie sehen oder gar sprechen. Es schien, als wollte er die ganze Sache, da er sie nun doch einmal nicht verhindern konnte, mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses umgeben. Es hieß auch, Marie werde unmittelbar nachher zu Verwandten reisen und erst zurückkehren, wenn das Gerüde verstummt sei.

Nichtig von allem dem war, daß der Rentmeister in der That mit Herrn von Rheined ein vollständiges Programm für diese neue „Opferung Iphigeniens“ entworfen hatte, auf dessen strenger Ausführung er bestand. Verbeten hatte er sich außerdem, daß der Maler seinen Freund begleite; gegen den langen Oibers, dem er alle Schuld zuschrieb, weil er glaubte, daß dieser den Bildhauer auf seine Marie aufmerksam gemacht, hegte er noch immer einen tiefen Groll. Der Landschafter war überhaupt durch all diese Vorgänge sehr in den Hintergrund gedrängt worden, was ihn sichtlich verdross. Er spöttelte über Reinhold, den Rentmeister, das „Ideal“, sprach stündlich von der Abreise, blieb aber ruhig auf seinem angenehmen Zimmer im „Bären“ und murzte nur zuweilen darüber, daß Reinhold nicht mit ihm zum Schlosse hinauszöge, wo man es besser und billiger haben könne und auch Derjenigen, um die es sich handle, unmittelbar nahe sei.

Von den Vorarbeiten zu dem großen Ereigniß entging keine den wachsamten Augen der Wallenburgerinnen; leider entsprachen sie aber nicht den hochgepannten Erwartungen. Man erfuhr nur, daß der Hof-Töpfermeister beauftragt worden war, am Montag Morgen eine neue Mulde mit möglichst gut durchgetretetem und gereinigtem Thon auf das Schloß hinauszusenden. Ebenso hatte der Hof-Tischlermeister den Auftrag erhalten, einen Modellirstuhl mit drehbarer Scheibe zu derselben Zeit in des Rentmeisters Wohnung zu befördern.

Reinhold selbst wurde im Auftrage der neugierigen

Table d'hote-Gesellschaft von dem Wärendwirth interpellirt, ob er große Vorbereitungen und viele Instrumente zu seiner künstlerischen Operation nöthig habe. „Einen Klumpen Thon“, antwortete er lachend, „aus dem ja auch Gott den Menschen geschaffen, einen Modellirstuhl, den mir Meister Priesede nach meiner Anweisung ganz vorzüglich angefertigt, mein Modellirholz, das ich immer bei mir führe, einen Zirkel und meine Zinger.“

7.

Es war ein prachtvoller, aber glühend heißer Sommermorgen, als Reinhold mit dem Adjutanten von Rheined den Schloßhof betrat. Hinter allen Fenstern der Amtsgebäude sah man neugierige Gesichter. Reinhold war ernst, wie der hohe Zweck, der ihn hierher führte, es verlangte, voll stiller, sinniger Ruhe.

„Sie gleichen ja in der That dem Bräutigam, der seine Braut zur Kirche geleiten will!“ scherzte Rheined.

„Mir ist auch so zu Muth!“ antwortete Reinhold. Sie stiegen die Rampe hinauf, traten in den kühlen Flur und gingen auf die breite Treppe im Hintergrunde zu. Hier kam ihnen der Rentmeister entgegen, ebenfalls ernst, aber nicht mehr mürrisch. Er wußte jetzt, daß er sich geirrt, daß der junge Mann, den er jüngst so schände von seiner Thür gewiesen, ein tüchtiger Künstler und ein guter Mensch sei. Aber er war überhaupt etwas steif in seinen Formen; das konnte er nicht ablegen.

„Es ist Alles in Ordnung, Herr Geiger“, sagte er, als sie die Treppe emporstiegen. „Sie werden meine Tochter etwas verlegen finden. Ein junges Mädchen, in manchen Dingen noch ein Kind, — die ungewöhnliche Veranlassung, ich darf wohl annehmen . . .“

„Ich verstehe Sie schon, Herr Rentmeister!“ antwortete Reinhold. „Seien Sie unbesorgt. Das ist viel einfacher, als man denkt. Nach den ersten zehn Minuten ist alle Verlegenheit überwunden.“

Der Rentmeister öffnete, oben angekommen, die Thür zu einem großen Zimmer und bat die Herren, einzutreten. Das Gemach lag nach Norden, wie es Reinhold gewünscht, hatte also keine Sonne, aber genügend Licht. Die großen Fenster waren unten mit dichten, grünen Gardinen versehen, sodas nur von oben das Licht einfiel. In der Mitte des Zimmers stand der Modellirstuhl; in der Mitte der Scheibe erhob sich der Eisenstab, der dazu dienen sollte, dem Thon Festigkeit zu geben; zur Seite stand auf einem Stuhle ein Waschbecken; über die Lehne hing ein Handtuch. Daneben stand eine Bank und darauf eine schöne, reine Mulde mit Thon. An den Wänden bemerkte man vier oder fünf einfache Stühle. In der Ecke stand ein Tischchen mit zwei Flaschen Wein und mehreren Gläsern.

„Ganz vorzüglich! Nichts vergessen! Ich danke Ihnen vielmals, Herr Rentmeister!“ sagte Reinhold.

„So darf ich also?“ fragte Ebers, sich verbeugend.

„Bitte!“ antwortete Reinhold, ebenfalls mit einer Verbeugung. Rheined, der ihn, ohne daß es auffiel, genau beobachtete, bemerkte, daß der junge Mann etwas blaffer wurde. Der Rentmeister hatte die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und rief. „Liebe Frau! Marie!“ Auf der Schwelle erschien eine stattliche Frau in den besten Jahren, auf die Reinhold sofort zutrat, und die

seine tiefe Verbeugung mit einem ebenso tiefen Kniz erwiderte. Hinter ihr ein blühendes, in Jugend und Gesundheit strahlendes Mädchen, im schönsten Purpur erglüht. „Meine Frau! Meine Tochter Marie!“ sagte der Rentmeister. „Bitte, Herr Geiger, wollen Sie nun alle Dispositionen treffen! Darf ich den Herren vorher ein Glas Wein anbieten?“

„Danke vielmals, vielleicht nachher.“ antwortete der Adjutant.

Reinhold sprach nicht. Er blickte unverwandt auf das junge Mädchen, vielleicht länger, als selbst die begeistertste Bewunderung erlaubte. Der Purpur auf den Wangen des Mädchens war noch tiefer geworden. Reinhold dagegen erschien dem Adjutanten auffällig blaß. War die künstlerische Erregung im Stande, so gewaltig auf einen kräftigen jungen Mann einzuwirken?

Jetzt sprach auch Reinhold. Seine Worte kamen merkwürdig schwer und abgebrochen heraus. „Gnädige Frau, mein gnädiges Fräulein, Sie wissen, welche große Güte mir Ihr Herr Gemahl, Ihr Herr Vater erwiesen hat. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Wollen Sie Platz nehmen, meine Damen! Sie vielleicht hier, mein gnädiges Fräulein; — ich werde versuchen, Ihnen möglichst kurze Zeit lästig zu fallen.“

„O, ich bitte sehr, mein Herr.“ sagte die Frau Rentmeister artig; „wir wissen die große Ehre, die Sie uns anthun, wohl zu schätzen und ersuchen Sie, Sich in keiner Weise zu geniren. Wenn wir früher gewußt hätten, um welchen schönen Zweck es sich handelt . . .“

Sie brach ab, da der Rentmeister ihr unter lautem Räuspern einen strengen Blick zuwarf. Reinhold blickte ebenfalls zu dem Adjutanten hinüber. Er hatte diesen gebeten, namentlich in der ersten Zeit, die Conversation möglichst auf sich zu nehmen. Herr von Rheined warf denn auch sofort die Frage auf, ob die Herrschaften schon wüßten, daß der Schlosshauptmann definitiv um seinen Abschied eingekommen sei, in einer Weise, die selbst die huldvollste Ablehnung Seiner Hoheit unmöglich mache. Diese höchst wichtige, bis dahin noch ganz unbekanntere Neugier interessirte sämtliche Anwesenden, mit Ausnahme Reinholds, auf's Höchste, und die lebhaft Unterhaltung, die sich nun entspann, gewährte ihm vollkommen Zeit, seine Vorbereitungen zu treffen und dabei sein Modell zu studiren.

Es war in der That ein sehr schönes Mädchen, in der ganzen ersten Frische der Jugend, vielleicht achtzehn Jahre alt, aber bereits voll entwickelt. Ein volles, rundes, von Gesundheit strahlendes Gesicht, die Augen groß, vom schönsten Blau, das blonde Haar reich und in kunstvoller Frisur um den Kopf geordnet. Ein weißes Sommerkleid umschloß die mittelgroße Gestalt. Das Ideal einer Landschönheit, — Rubens hätte sie nicht blühender wünschen können. Die weichen Linien ihres Gesichtes zeigten sich um so deutlicher, je mehr das Noth der Verwirrung von ihren Wangen gewichen war und sie bei dem Geplauder der Eltern mit dem Adjutanten ihre Unbefangenheit wieder fand.

Reinhold hatte unterdessen schnell eine gewaltige Masse Thon um den eisernen Stift auf der Scheibe des Modellirstuhles gruppiert und arbeitete mit den Händen und dem Modellirholz daran herum. Die Manschetten hatte er weit zurückgeschlagen; er war jetzt ganz bei der



Sache und kümmerte sich scheinbar gar nicht um seine Umgebung. Der Ausdruck seines Gesichtes war ernst, der des festgeschlossenen Mundes sogar herb. In unglaublich kurzer Zeit nahm der unförmliche Klumpen Thon unter seinen Händen eine erkennbare Gestalt an. Das war die Stirn; hier erkannte man bereits die Form des Ohres, das aufstrebende Haar; hier sollte der Hals ansetzen; diese Eindrücke bedeuteten die Falten der Kragen und Krausen, diese Striche die Falten des Kleides; — und das ging so wunderbar schnell mit den Fingern und dem Modellirholz, daß man an Zauberei denken konnte. Um sein Modell kümmerte er sich fast gar nicht, sondern warf nur zuweilen einen Blick hinüber. Immer unbefangener plauderte der Rentmeister und seine Frau mit dem Adjutanten; auch die Tochter gab ihr Wörtchen dazu. Ein Alp schien der braven Familie von der Brust genommen zu sein. Selbst der Rentmeister thante auf. Selbstverständlich blickten sie alle zu dem Bildhauer hinüber, der ganz mit seiner Arbeit beschäftigt schien.

Das war bereits ein Kopf, ein Frauenkopf, der sich da aus dem Thon gebildet hatte. Und nun zog Reinhold den großen Taster-Zirkel aus der Tasche und trat zu Marie Ebers heran. „Wenn ich jetzt bitten dürfte, mein gnädiges Fräulein, — nur einige Augenblicke Ruhe!“

Wieder erröthete das junge Mädchen. Zwar berührten sie nicht die Finger des fremden Mannes; nur der Zirkel streifte ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Hals, — aber es mochte ihr doch eigen zu Muth sein unter dem prüfenden, aufmerksamen Blicke des Künstlers. Die Unterhaltung stockte jetzt auch; Alle sahen Reinhold zu, der bald den Zirkel an den Kopf und das Gesicht des jungen Mädchens legte, bald zu seinem Thone trat, daran arbeitete, wegnahm, hinzusetzte, das Modellirholz mit dem Schwamm reinigte, und dessen Wangen sich allmählig in der Hitze der Arbeit rötheten, bis er endlich mit einem tiefen Athemzuge zurücktrat, die Finger in das Waschbecken tauchte und mit einer Verbeugung zu Marie sagte: „Nun wollen wir eine kleine Pause machen, mein werthes Fräulein!“

„Bravo! Und ein Glas Wein trinken!“ rief der Rentmeister, der ganz umgewandelt zu sein schien. „Hätte wahrhaftig nicht geglaubt, daß das Alles so glatt und einfach zugeht. Und — ist es möglich? Luise, ich bitte Dich! Herr Adjutant, sehen Sie, — kann man nicht schon jetzt das Kind erkennen?“

„Das wäre doch wohl zu früh!“ sagte Reinhold mit einem matten Lächeln und setzte sich, etwas abgesehen, wie es schien, auf einen Stuhl. „Die allgemeinen Umrisse sind wohl vorhanden, aber das Leben, — das feinere Leben! Der Charakter muß erst noch hinein.“

„Sollte man es glauben,“ rief der Rentmeister, der nach der Uhr gesehen, „daß anderthalb Stunden verlossen sind? Nein, es ist wirklich nicht möglich! Das ist ja wie Zauberei! Herr Geiger,“ — er trat auf Reinhold zu und bot ihm die Hand, — „verzeihen Sie mir! Erst heute, da ich sehe, wie herrlich Sie das Alles zu schaffen wissen, bitte ich Sie wirklich und von Herzen um Entschuldigung wegen meiner thörichten Zurückweisung. Ich gestehe es offen, — ich verstand es nicht besser! Also Verzeihung! Und stoßen Sie mit mir an, — ich bitte darum!“

Reinhold schüttelte die ihm gereichte Hand und erhob sich, um mit Allen anzustoßen. Aber seltsam! Es war nicht die alte Freundigkeit, dieses künstlerisch froh in sich Genügsame auf seinem Gesichte. Es war, als ob ihn irgend etwas schmerzte, als ob er ein körperliches Leiden zu bekämpfen, zu unterdrücken habe. Nur der Adjutant mochte dies bemerken, denn er blickte aufmerksam auf seinen Freund. Marie, — die nun auch die letzte Spur von Scheu verloren hatte, um so mehr aber die hohe Auszeichnung zu fühlen schien, die ihr widerfahren, — plauderte lustig und schien sich nicht satt sehen zu können an ihrem noch unvollendeten Thon-Conterser. Zuweilen warf sie einen Blick durch die Thür zum Nebenzimmer, die weit offen geblieben war. Dort an einem Fenster saß ein junger Mann in Forstmanns-Kleidung, blaß, den durchdringenden Blick unablässig auf Marie gerichtet. Auch von den Dienstboten war ab und zu einer in dem Nebenzimmer erschienen, hatte mit scheuer Neugier eine Minute durch die Thür geguckt und war dann wieder verschwunden.

Mehr noch als die Tochter strahlte die Frau Rentmeister in ihrem mütterlichen Stolz. Ihre Tochter als Vorbild für das Werk eines berühmten Bildhauers, das in einer königlichen Residenz aufgestellt werden sollte; — wie war es nur möglich gewesen, eine solche Auszeichnung zurückzuweisen, sich dazu förmlich erst zwingen zu lassen! Nun, sie sah wenigstens mit Genugthuung, daß ihr Mann jetzt seinen Fehler begriff und gut zu machen suchte, denn er war die Zuverlässigkeit selbst gegen den Bildhauer. Und welsch ein prächtiger Mensch war das! So artig, so ruhig, so still! Fast zu still, gar nicht der Saufewind, den man in ihm vermuthet, der Bruder Lumpaci, als den ihn der Rentmeister im vertrauten Familienkreise bezeichnet hatte. Hm, wenn Marie

nicht schon so gut wie versprochen wäre, oder wenn das Verhältniß mit Georg Meißner sich sogar löste, — man konnte nicht wissen! Der junge Bildhauer mußte doch ein ganz besonderes Interesse an der Tochter nehmen! Berühmter Künstler, — Protection des Herzogs, des Königs, — wohin stiegen nicht die Gedanken einer Mutter, wenn ein Gläschen alten guten Rheinweines ihnen die Schwingen höher und höher hebt!

Auch Fräulein Marie hatte mehrmals aus dem Glase genippt, in dem des Vaters bester Rheinwein perlte, und infolge dessen die ganze Frische und Munterkeit ihres Weizens wieder erlangt. Reinholds Züge hatten sich ebenfalls aufgelockert, und als er seine Arbeit wieder begann, bildete die kleine Gesellschaft ein gar lustiges Cuintett. Der junge Künstler bat die verehrte Frau Rentmeister, an der Frisur des Fräuleins einige kleine Aenderungen vorzunehmen, auch die allerliebste Krause, die den runden, wohlgeformten Hals gar zu eng umspannte, etwas mehr herabzurücken. — Bitten, denen Mutter und Tochter sofort entsprachen, wobei die Letztere anmuthig erröthete.

Der Rentmeister und der Adjutant waren plötzlich in ein sehr lebhaftes Gespräch über einen Rechtsstreit gerathen, den die herzogliche Kammer mit einer benachbarten Gemeinde führte. Reinhold gewann dadurch Spielraum, sich ganz seiner Aufgabe zu widmen; die Frau Rentmeister sah mit stillem Lächeln vor sich hin, und nur Einer blickte recht trüb und bleich dazwischen, — der junge Forstmann, der noch immer regungslos im Nebenzimmer saß und wohl in seinem Innersten schmerzlich erwägen mochte, ob diese strahlende Heiterkeit „seiner Marie“, die sich vorher so hartnäckig gegen die „abscheulichen“ Pläne des Bildhauers gewehrt, nichts sei, als der Wiedererschein der natürlichen und verzeihlichen Befriedigung eines geschmeichelten jungen Mädchens, oder ob sich bereits mehr in ihrem Busen rege für den stattlichen, jetzt von Allen so ausgezeichneten Künstler!

Allen verfloß die Zeit traumhaft schnell, und als Reinhold endlich das Modellirholz bei Seite legte und sagte: „Für heute will ich die Herrschaften nicht mehr bemühen; aber wenn ich morgen, so lange der Thon noch feucht ist, um ein Stündchen bitten dürfte, —“ da rief der Rentmeister, der dem Glase wader zugesprochen hatte, und dessen runde Wangen glühten wie zwei Paoen: „Er, ist es möglich? Schon zwei Uhr! Nun, für heute muß ich die Herren leider ohne eine kleine Collation entlassen; wir waren darauf nicht eingerichtet. Aber morgen darf ich Sie wohl eruchen, meine Gäste zu sein! Sehr einfach, ländlich, — wie es meine Alte herzurichten versteht!“

Es wurde festgesetzt, daß der Bildhauer und der Herr Adjutant um elf Uhr kommen sollten; Reinhold sollte dann bis ein Uhr arbeiten, darauf Herr von Rheined ihn ein Stündchen durch das Schloß führen, und nach zwei Uhr sollte zu Mittag gegessen werden. Nachdem der Rentmeister noch das feste Versprechen gegeben, daß er das „Atelier“, wie es scherzhaft genannt wurde, eigenhändig verschließen und Niemandem den Eintritt gestatten werde, trennten sich die Herrschaften unter allgemeinem Händeschütteln, und Rheined wanderte mit Geiger den Schloßberg hinab.

Der junge Künstler hatte, wie er dies gern that, seinen Arm leicht unter den des Adjutanten geschoben, sprach nicht, sah still vor sich hin und schüttelte nur zuweilen in eigenthümlicher Weise den Kopf.

„Ich glaube, Sie haben eine Eroberung gemacht, lieber Geiger,“ sagte Rheined lächelnd. „Den Brummbar von Rentmeister haben Sie entschieden gewonnen, — die Mutter, das versteht sich von selbst, — und die Tochter? Nun, es läme auf Sie an! Wissen Sie, daß das junge Mädchen keine üble Partie ist? Ebers gilt für einen wohlhabenden Mann; er stammt aus einer begüterten Familie, hat geerbt, die Frau hat ihm ein hübsches Vermögen zugebracht, und was braucht er hier von seinem ansehnlichen Gehalt, wo ihm Alles zuwächst oder frei in's Haus geliefert wird? Man taxirt ihn so hoch, daß ich die Summe gar nicht zu nennen wage. Und ein hübsches Mädchen ist es doch auch; das müssen Sie ja jetzt am besten wissen! Freilich, der arme Meißner thäte mir dann leid! Ich hätte heute nicht in der Haut des armen Jungen stecken mögen, der im Nebenzimmer saß und wahrscheinlich mit seinem Herrgott und mit seiner Göttin haderte.“

„Das ist der Bräutigam von Fräulein Ebers?“ gab Reinhold zurück; seine Gedanken waren offenbar anderswo.

„Bräutigam? Ja, so weit ist es eben noch nicht“, antwortete Rheined. „Wäre das entscheidende Wort gesprochen, so wäre die Familie ehrenhaft genug, daran festzuhalten. Meißner, ein Pfarrerssohn aus den Bergen oben, ist ein Jugendfreund des Mädchens; die Familien sind mit einander innig befreundet oder sogar verwandt, genug, es gilt allgemein als ausgemacht, daß er Marie Ebers heirathen wird, sobald er seine Anstellung als Oberförster erhält, was spätestens in zwei Jahren stattfinden muß. Er ist ein Brachtmensch, mit der liebste von allen jungen Leuten hier, seine Familie ein wahres

Muster einer einfachen, dabei aber hochgebildeten, in der ganzen Gegend verehrten Pfarrersfamilie. Wahrhaftig, es würde mir leid thun! Ich traue es der Marie zu, daß ihr die Aussicht, in glänzende Berliner Künstlerkreise zu gelangen, das Köpfchen ein wenig verdrehen könnte!“

„Meinen Sie?“ fragte Reinhold mechanisch, mit seinen Gedanken ganz in der Ferne. „In der That, ein hübsches Mädchen, so frisch, ganz wie eine Rheinländerin. Es ist mir ordentlich, wie in der Heimath, gemüthlich dort oben geworden! Wenn ich eine Pomona, eine Flora, eine Nymphe des Herbstes zu arbeiten hätte, — wahrhaftig, welsch ein famos Modell! Aber eine Braut . . .“ Er stand still, legte beide Arme auf die Schultern des Adjutanten und näherte seinen Mund dem Ohre desselben. „Aber eine Braut“ ist es nicht!“ flüsterte er. „Sagen Sie es nicht weiter, lieber Rheined, — es mag für's Erste noch unter uns bleiben! — Marie Ebers ist gar nicht das junge Mädchen, das ich unten in Suderode gesehen habe!“

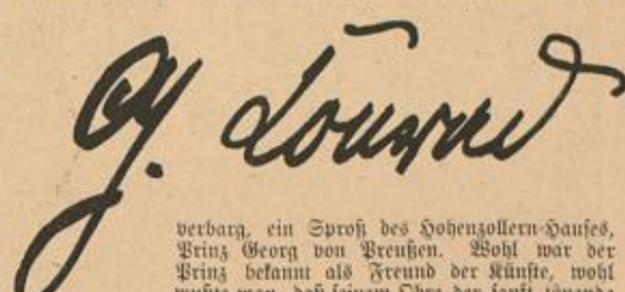
(Schluß in nächster Nummer.)

Kahdruck verboten.

Prinz Georg von Preußen.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, nach einer Photographie vom Hof-Photographen Löwensohn in Berlin, Seite 337.

Vor ungefähr zwei Decennien wurde zum ersten Male in Berlin der Dichter „G. Conrad“ öffentlich genannt, und zwar von vorn herein mit jener Auszeichnung, wie sie sich nur der echte, berufene Poet erringt. Gleich auf das schwierigste Gebiet der Dichtkunst, das dramatische, hatte er sich gewagt, und mit Staunen sah man, mit welcher Sicherheit der „Neuling“ auf diesem Felde sich bewegte, wie Frucht auf Frucht in immer schönerer Reife von seiner Muse gezeitigt ward. Genu hätte man Räheres erfahren über die persönlichen Verhältnisse des Dichters, aber es verging einige Zeit, bis es allgemein bekannt ward, daß unter dem bescheidenen Namen „G. Conrad“ sich ein Prinz von königlichem Geblüte



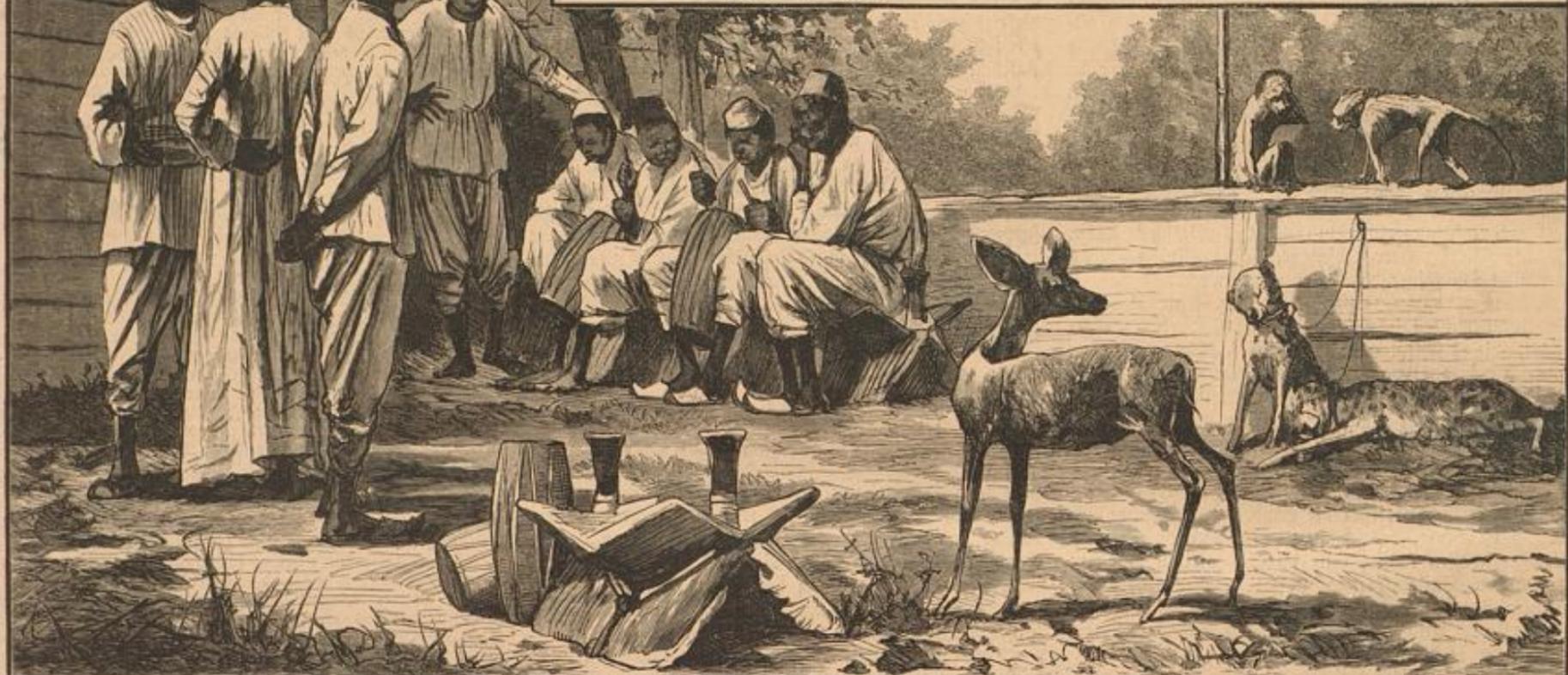
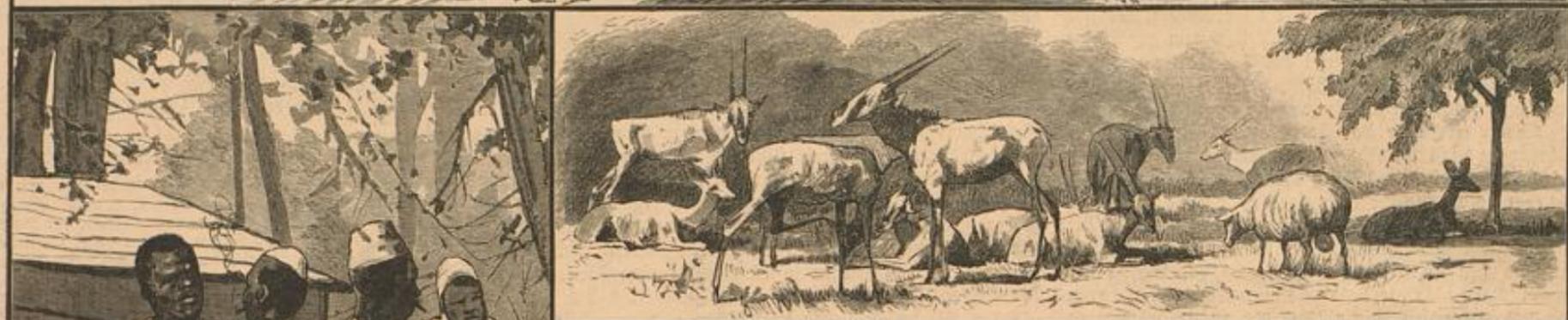
verbar, ein Sproß des Hohenzollern-Hauses, Prinz Georg von Preußen. Wohl war der Prinz bekannt als Freund der Künste, wohl wußte man, daß seinem Ohre der sanft tönende Reigen der Musen schöner Klang, als das klirrende Waffenspiel, aber ihn nun in der Reihe der schaffenden Künstler zu wissen, das wirkte überraschend. Und doch durfte, wer den Lebensgang des Prinzen genauer kannte, sich nicht befremdet fühlen; hatten doch schon über seinen Knaben- und Jünglingsjahren die günstigsten Constellationen der Geistesentwicklung gewaltet.

Prinz Georg von Preußen wurde am 12. Februar 1826 in Düsseldorf geboren, wo sein Vater, der ritterliche Prinz Friedrich, damals Hof hielt und als fürstlicher Räten sich für die eben erblühte Malerschule, sowie für Theater und Musik, die unter Zimmermann's und Mendelssohn's Leitung standen, lebhaft interessirte. Der junge Prinz erlangte in diesem genialen Hofleben eine frühzeitige Geistesreise. Er wirkte schon als Knabe bei dramatischen Aufführungen mit, machte Verse und versuchte sich früh in dramatischen Arbeiten. Zugleich bewies er eine lebhafteste Sympathie für Musik; durch den Unterricht der bekannten Componistin Johanna Winkel brachte er es im Klavierpiel zu wirklicher Virtuosität. Auch im Gesange zeichnete er sich aus, mußte jedoch wegen eines Halsleidens die Uebung desselben aufgeben und Peilung in Italien suchen. Dort brachte er unter der Obhut seiner Tante, der Kaiserin Charlotte von Rußland, geborenen Prinzessin von Preußen, längere Zeit zu und gab sich mit ganzer Seele den poetischen Eindrücken dieses Zauberlandes hin. Auch in Spanien und Frankreich verweilte er als studirender Tourist und beförderte dadurch seine schöpferische Richtung. In Paris lernte er die berühmte Rachel kennen, durch welche er wohl zuerst zum dramatischen Schaffen angeregt worden ist. Später hat der Dichter Gustav von Putzli ebenfalls Einfluß auf dasselbe ausgeübt, indem er es veranlaßte, daß „Phädra“ auf dem Hoftheater in Schwerin dargestellt wurde.

Ohne eine kritische Abhandlung zu versuchen, wollen wir nur zur Orientirung eine kurze Charakteristik der verschiedenen Dichtungen des fürstlichen Autors geben; sie liegen in einer stattlichen Reihe von Bänden vor, die in Berlin bei Stuhr, neuerdings bei Stricker, erschienen sind.

„Phädra“, das schon oben genannte Drama, ist durchaus abweichend von den klassischen Vorbildern behandelt; weder Euripides noch Racine haben dem Dichter vorgeschwebt. Seine Phädra ist eigentlich der ganze Mythos in dramatischer Form: die liebliche Ariadne, die an der Liebe und Undankbarkeit des Theseus zu Grunde geht und auf Ragos von dem Götterjüngling Bacchus getränkt wird, während Phädra mit dem treulosen Theseus entflieht, bildet den ersten Theil der Tragödie. Jedoch enthält derselbe auch die regelrechte Exposition: Phädra ladet eine Doppelschuld auf sich durch den Verrath an Ariadne und an Minos. Der Fluch des Vaters und der Schwester folgt ihr und fordert Sühne durch die tragische Wendung ihres Schicksals. Als griechische Fürstin, als Gattin des Theseus hochgeehrt, zieht sie im Glanze des Glückes und der Schönheit in Athen ein. Hier wird sie von heißer Leidenschaft für ihren Stiefsohn Hippolyt ergriffen. Der schöne, unschuldige Jüngling, von edler Liebe für seine Braut Arcticia entflammt, „die weiße Blüte“ aus dem unglücklichen Königsstamme der Pallantiden, scheint unnahbar zu sein. Aber die Sonnenfunken aus der Seele Phädra's fallen zündend in

(Fortsetzung auf Seite 346.)



Hagenbeck's Somali-Karawane. Von Carl Rieckl. — Siehe Seite 348.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind

ENTW. PAUL C. QUAPP

Neue Wandlungen im Kunstglase. — Als vor zwei bis drei Decennien die künstlerischen Reformen in der Glas-Industrie begannen, da geschah es insbesondere nach zwei Richtungen, deren jede der Landes-Tradition gemäß war. Die Venezianer nahmen die zierlichen, aus der Hand gebildeten Formen ihres leichten, geblasenen Glases wieder auf und verbanden damit die mannigfache, bunte Zier-Technik ihrer Vorgänger aus dem Zeitalter der Renaissance. Nordwärts der Alpen, — England machte den Anfang, — wurde dagegen das schwere, aber absolut klare, wasserhelle Krystallglas einer verfeinerten künstlerischen Behandlung unterzogen, einerseits, indem man die Formen der Gefäße reicher gliederte und in edleren Linien und Verhältnissen gestaltete, andererseits, indem man auf die Eigenschaften des Materials neue Verzierungsweisen gründete. Und zwar waren diese zweifach. Einmal benutzte man die Transparenz, Spiegelung und farbige Strahlenbrechung des Krystallglases zu gesteigerten Effecten, indem man durch Schleifung oder Pressung und Politur die Oberfläche



Römer

in Krystall. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Moritz Wenzel, fgl. Hof-Schleifereanten in Vreslau. Höhe 17 Cent. Durchmesser am oberen Rande 7 Cent.

der Gefäße wie mit einem Felde von Brillanten überzogen; zum Andern nahm man die alte Ornamentations-Weise der Gefäße aus dichtem Berg-Krystall, welcher im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das böhmische Krystallglas gefolgt war, wieder auf, nämlich eingeschliffene oder eingravirte Zierde von Ornamenten, Figuren u. s. w. Es ist bekannt, wie aus beiden Methoden, zumal aber aus der letzteren, eine wahrhaft edle Glaskunst von durch-

aus modernem Charakter wieder erblickt ist.

Bei dieser Reform hatte aber das farbige oder gefärbte Glas, — wir meinen die bunten, überfangenen und ausgeschliffenen oder bemalten Gläser, wie sie insbesondere für die böhmische Fabrikation des neunzehnten Jahrhunderts charakteristisch gewesen, — noch lange seine gewöhnliche, gemeinpopuläre Art behalten. Selbst die grünen, bunt bemalten Gläser, nach sogenannten alideutschen Art, hatten ihre grellen und harten Farben, welche sie so unvortheilhaft von ihren alten Vorbildern unterscheiden, nicht ablegen können. Da schlug auch für dieses Genre die Stunde. Warum auch hätte es sich nicht sollen veredeln lassen?

Ludwig Kohnmeyer, der in Oesterreich zuerst diese Reform versuchte, ging zunächst von der Absicht aus, dem gefärbten Krystallglase, noch ohne alle Rücksicht auf Verzierung, wieder edlere Form zu geben und es dadurch zu einer auch in der vornehmeren und geschmackvolleren Wohnung geduldeten Zierde zu machen. Als dann bedachte er auch die Ornamentik in gar mannigfacher Weise, wozu er die Motive der Kunst verschiedener Zeiten und Völker entlehnte und sie so zu sagen glasgerecht machte. Als das Gelingenste unter allen diesen, in großem Maß-



Photographie-Rahmen

in Bronze. Ausgeführt für das Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Brischwald) in Berlin. Ein Viertel natürlicher Größe.

stabe gemachten und meistens auch von Erfolg begleiteten Versuchen müssen die Glasgefäße nach altorientalischer, d. h. mohamedanisch-orientalischer Art betrachtet werden, ein decorativ überaus glänzendes und doch künstlerisches Genre.

Kohnmeyer fand auch hierin Nachahmung, aber vielleicht nicht so, wie man hätte erwarten sollen. Die Tendenz aller dieser Arbeiten und Versuche ging dahin, edle, reine Form mit reicher Decoration und der glänzenden Wirkung des gefärbten Krystallglases zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen. Diese Tendenz setzt aber Verständniß, Geschmack und künstlerische Kräfte voraus, die nicht überall zu haben sind.

So hat sich dem gegenüber ein neues Genre künstlerischen Glases gebildet und ist rasch zu großer Verbreitung gelangt, das, man kann sagen, gerade den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, indem es jede eigentliche Formbildung verschmährt und rein auf die wundervolle, unerreichte Farbenwirkung ausgeht, wie sie nur das Krystallglas zu gewähren vermag. So war es wenigstens im Anfang. Man



Rheinweinglas

mit hellpolirter Gravirung. Nach dem Entwurf des Dantoben Heyden in Berlin ausgeführt von Moritz Wenzel, fgl. Hof-Schleifereanten in Vreslau. Höhe 14,7 Cent. Durchmesser am oberen Rande 7,1 Cent.

könnte es das geklopfene Glas nennen; es formt sich, wie es glühend und zäh aus dem Ofen kommt, man möchte sagen, nach Willkür und Laune des Arbeiters. Dick in der Masse, kümmerert es sich offenbar gar nicht um Schönheit des Contours, um Schwung der Linien, um Profilierung und Verhältniß der Theile. Diese

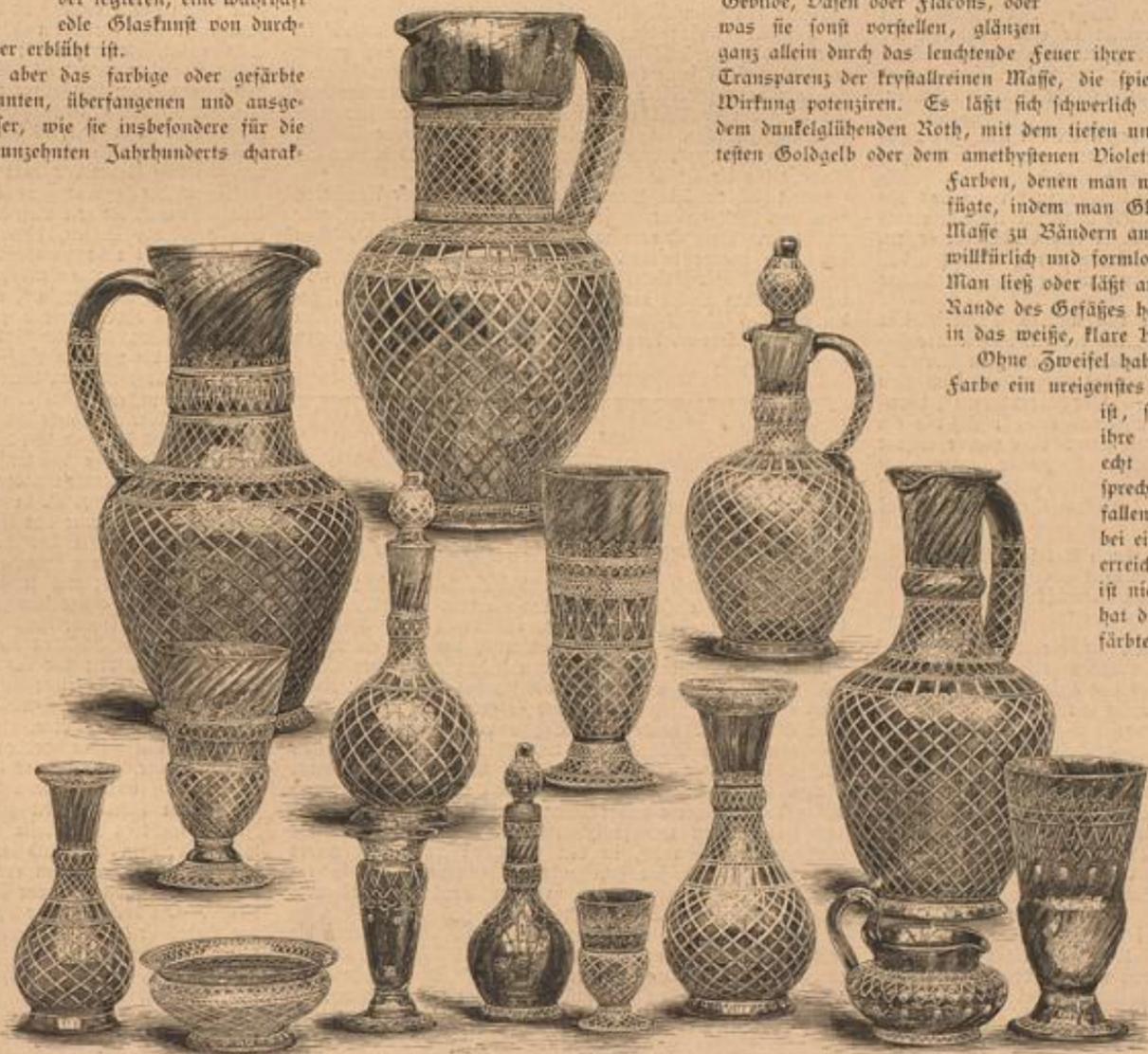
Töpfe, Blumengefäße, forbartigen Gebilde, Vasen oder Flacons, oder was sie sonst vorstellen, glänzen ganz allein durch das leuchtende Feuer ihrer glühenden Farben, welche die Transparenz der krystallreinen Masse, die spiegelnde Oberfläche zur höchsten Wirkung potenzieren. Es läßt sich schwerlich etwas an Farben-Effecten mit dem dunkelglühenden Roth, mit dem tiefen und satten Blau, mit dem brillantesten Goldgelb oder dem amethystenen Violett dieser Gefäße vergleichen, —

Farben, denen man wohl noch einen Contrast hinzufügte, indem man Glas von anderer Farbe als zähe Masse zu Bändern anzog und diese, wiederum ganz willkürlich und formlos, um das Gefäß herumlegte. Man ließ oder läßt auch die Farbe von oben, vom Rande des Gefäßes her, nach unten aus tiefster Gluth in das weiße, klare Krystall verlaufen.

Ohne Zweifel haben diese Glasgefäße, da ja die Farbe ein ureigenstes Kunst-Element für das Glas ist, so wie sie geschildert worden, ihre volle Berechtigung. Sie sind echt glasgerecht, der Technik entsprechend und geben mit dem durchfallenden Lichte Farben-Effecte, wie sie bei einem anderen Material gar nicht erreichbar sind. Aber die Industrie ist nicht dabei stehen geblieben. Sie hat die Gefäße aus dem gleichen gefärbten Material mit Nachbildungen

von Früchten, z. B. von Erdbeeren, Trauben, Pfäunnen, umlegt und dadurch neben dem Farben-Effect noch ein anderes künstlerisches Ziel, die Natur-Nachahmung, angestrebt. Auch dagegen wäre nicht viel zu sagen gewesen, sobald der Farben-Effect gewahrt worden wäre. Doch sind diese Früchte allzu plump und massig aufgetreten und haben in der That jenen Farbenreiz geschädigt.

Man ist nun aber



Krüge, Karaffen und Gläser etc.

aus hellgrünem oder hellbraunem Glase, mit Flechtwerk oder Gebirgen in Emailfarbe. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. und E. Kohnmeyer in Wien. Höhe von 5 bis 26 Cent.

noch weiter gegangen. Verkehrt ist es, wenn man bei diesem Genre, wie es geschieht, eine Farbe mit der anderen so überfängt, daß das Glas dadurch undurchsichtig wird; man braucht sich damit des belebenden Factors, des durchfallenden Lichtes. Aber noch weit schlimmer ist es, wenn man Malereien mit dunklen Farben auf diesem transparenten Glase anbringt, und das ist leider, wie es scheint, heute die ganz bevorzugte Ornamentation geworden. Blumen, Laubgewinde, bunte Vögel, Schiffe und Laubpflanzen, Jagdthiere, figürliche Scenen, Portraits, das ganze Genre der Malereien, das bisher auf dem undurchsichtigen Beinglase sich breit machte, ist nun auf diese dunkelglänzenden, rothen, grünen, blauen, goldgelben Glasgefäße übertragen und lebt auf ihnen wie in dicken, pastösen Oelfarben. Natürlich stören sich beide Effecte: die Malerei findet keinen ruhigen, festen Grund, von dem sie sich abhebt, und die Gluth des farbigen Glases kommt nicht zur Wirkung, weil sie durch die undurchsichtige Malerei gebrochen ist.

Wie sehr diese in sich verkehrte Art heute schon sich ausgebreitet hat, das zeigt die Wiener Auslage einer großen und berühmten Glasfabrik, die davon fast ausnahmslos gefüllt ist. Hunderte von Gegenständen variiren nur dasselbe Kunst-Motiv, als ob die Bestrebungen der letzten zwanzig Jahre spurlos vorüber gegangen wären. Auch diese Art wird wohl wieder ihr Ende finden.

Jakob von Falke.

(Fortsetzung von Seite 343.)

sein Herz. Der Dichter hat die verbrecherische Liebesgluth des schönen Weibes durch den Hinweis auf die Abstammung von dem Sonnengotte, wenn nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären versucht. Als Phädra im Wahnsinn der Begeisterung, die goldene Lyra im Arme, ihre Liebe in einem Jubelhymnus anspricht, sinkt Hippolyt überwältigt vor ihr nieder und ist einen Augenblick beraubt von ihrer übernatürlichen Schönheit.

Diese Phädra ist ein Gebilde voll antiker Elemente; sie stürmt den Himmel in der Ueberkraft ihrer Empfindungen, und erst der gewaltsame Tod des Geliebten, vom Vatersfluche herbeigeführt, vermag ihre Liebesgluth zu löschen. Sie nimmt Gift und stirbt auf den Nosen, die Hippolyt's Hochzeitfeier schmückten, indem sie die Süßigkeit des Todes preist, der sie mit dem Geliebten vereint.

„Don Sylvio“, Trauerspiel in drei Acten, ist ein psychologisches Problem. Es trägt das tiefstimmige Motto von Richter: „Wie man von Wiedererwachenden erzählt, daß sie eine nicht zu stillende Sehnsucht zurückbehalten nach der seligen Ruhe des Geistesreiches, dessen Schwelle sie berührt,“ — und aus einer Stelle von Nabel's Briefen: „Im wahren, festen Schlafe geht die Seele nach Hause, um sich zu stärken für die Welt; sie hielte es sonst nicht in ihr aus; es ist ihr gleichsam versprochen, sich in Gottes See zu baden.“ Die Geheimnisse von Schlaf und Tod, in Beziehung auf das menschliche Gemüth, bilden den Schwerpunkt dieses erschütternden Dramas.

„Die Marquise von Brinville“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ist die Tragödie des Verbrechens, aus den schwärzesten Blättern der Geschichte des französischen Gesellschaftslebens entnommen. Diese Marquise und ihre Helfershelferin, Katharina Voisin, haben das verächtliche „Erbstülpchen“ erfinden und den heimlichen Giftmord in alle Klassen der Bevölkerung eingeführt. Bis zu den Stufen des Thrones wagte sich das Schredgepenst; die Herzogin von Orleans, die schöne Henriette, wurde von ihm erwürgt und auch die Geliebte des Königs, Herzogin von Fontanges.

In „Cletra“, Schauspiel in einem Aufzuge, wendet sich der Dichter wieder einem antiken Stoffe zu. Anknüpfend an die „Iphigenie“ von Goethe, versucht er eine Apotheose der Cletra, ihrer Schwester. Der Adel, den die Liebe eines reinen Frauenherzens zu verleiben vermag, wird in diesem Schauspiel, dessen Verse vielfach an Goethe's Sprachzauber erinnern, gefeiert.

Als „phantastische“ Tragödie bezeichnet der Verfasser „Yolanthe“, Trauerspiel in drei Aufzügen, mit einem Vorspiel „Der Wiffegrad“. Es ist eigentlich eine dramatisirte Volkssage. Yolanthe ist eine idealisirte Libussa, in deren freie Liebe sich tiefer Männerhaß mischt. Die culturhistorische Färbung wird durch böhmische Landschaftsbilder und Volkslieder erzielt. Musik und Poesie sind in diesem Stücke so eng verknüpft, daß es ohne eine opernartige Darstellung nicht gut auf die Bühne gebracht werden kann.

„Rudel und Melisande“, ein romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, hat den Frauencultus der ritterlichen Troubadours, deren Liebe oft einem Traumbilde galt, zum Vorwurf. Sie erhoben die Frau auf den Altar des Herzens und schmückten sie mit üppigen Phantasien aus. — „Der Alexanderzug“, phantastisches Trauerspiel in drei Aufzügen, entrollt sich wie ein antikes Friesbild in großen Dimensionen. Der eiserne Schritt der Geschichte dröhnt in jeder Scene. Alexander steht auf der Höhe seiner Macht nach seinem Siegeszuge; Königinnen liegen ihm zu Füßen, und zum bacchantischen Tummel des Festes leuchten brennende Paläste.

„In den Sieg, in den Tod, durch Babylon's Pracht,
Nur weiter, nur weiter gedrungen!
Wir brausen vorüber mit Sturmeseucht:
Unvergänglich' Ruhm ist errungen!“

So singt die wilde Schönheit Thais, die dem Eroberer auf seinem Siegeszuge gefolgt ist, um Nosen in seine Vorbeeren zu stecken. In Indien wendet sich das Kriegsglück; Alexander vermag nicht mehr, seine Macedonier mit sich fortzuführen. In der erhabenen Stille und träumerischen Weltverlorenheit des Sonnenlandes wird sein kriegerisches Drängen zu machlosem Ungeflüm, zu ohnmächtiger Maferei. Er tödtet den Freund und verliert die Geliebte; Thais wird zu der geheimnißvollen Lehre von der Weltseele bekehrt. Im Blumenleben einer reinen Liebe erkennt sie dieselbe und stirbt mit Sonne auf dem Scheiterhaufen, der den Körper ihres neuen Herrschers, des indischen Fürsten Ananda, verzehrt hat. Eine rothglühende Lotusblume, eine „Flammenseele“, nennt der Dichter diese reizvolle Frauengestalt.

„Lurley“, Trauerspiel in drei Aufzügen, führt uns in der lebensvollen Form des Dramas die holde Sage des Rheinlandes vor: die Lurley, die durch ihre silberhellenlieder die frommen Ritter der Kreuzzüge bekehrte. Bei großer Einfachheit, wie sie der Legende entspricht, hat der Dichter doch spannende Situationen und tragische Conflicte in dieser Dichtung entwicelt.

Es folgen zwei antike Frauengestalten der Sage und Geschichte, zunächst „Medea“, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die Medea des Alterthums mit dem Drachenzug und dem ver-

gifteten Brautgewande erscheint hier in ihrer ganzen typischen Gestalt, übermenschlich im Haffe, wie in der Liebe. „Medea“ ist ein Trauerspiel in einem Aufzuge. Die berühmte Königin des Märchenlandes Aegypten, deren Schönheitszauber die stolzesten Männerherzen besiegte, versuchte es auch, den kalten Augustus sich zu unterwerfen. Er bleibt scheinbar ungerührt. Sie glaubt sich verschmäht; beleidigt in ihrem weiblichen Gefühl, gedemüthigt bis zum Schmerz, kommt sie sich wie eine Purpurblume vor, die in den Staub geworfen wurde. Das Gift der Viper erscheint ihr wie Balsam, und mit Sonne sucht sie den Tod.

„Alexandros“ ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Das tragische Element in der Geschichte Alexanders des Großen ist so reich, daß außer seinem Siegeszuge noch Ueberfluth an Stoff zu einer Tragödie vorhanden ist. Wenn die Hand eines echten Dichters sich desselben bemächtigt, muß die Wirkung eine große sein. Die altklassische Regel über die Einheit des Ortes hat allerdings nicht aufrecht erhalten werden können; aber die poetische Einheit der Idee und Handlung, nach der Lehre des Aristoteles viel wichtiger, kommt in „Alexandros“ vollkommen zur Geltung. Das glanzvolle Ziel, welches er sich in Jugendkraft und Thatendrang gesteckt hat, die Gründung eines Weltreiches unter der Herrschaft des hellenischen Geistes, läßt der Dichter vor unseren Augen aufleuchten und erlöschen, wie die Sonne, wenn sie auf- und untergeht. In der That bringt diese großartige Tragödie so mächtige Wirkungen hervor, wie ein Naturereigniß.

Einer interessanten geschichtlichen Spinnweb-Gestalt begegnen wir in der Tragödie „Königin Christine von Schweden.“ Der Gegenstand hat bereits mehrfach die Bühnendichter angelockt. Christines Leben war eigentlich ein fertiges Trauerspiel. Eine kaum zwanzigjährige Königin, die eine Krone aufgiebt, um ihren Phantastiegebilden nachzujagen und um hohen Preis Aufsehen zu erregen, dabei aber sich soweit verirrt, daß sie schließlich sogar zur Mörderin wird, — das ist ein echt tragischer Stoff. Denselben vollständig auszunutzen, ist bisher, trotz der vielen Versuche, nicht gelungen; es war also durchaus berechtigt, noch einmal Christine auf die Bühne zu bringen. In der neuen Auffassung wird ihre Erscheinung sympathischer, verständlicher und rührender dargestellt; doch bleibt die historische Wahrheit unverrückt bestehen.

„Eufriede von Monte-Salerno“ wurde in Reinsingen aufgeführt, wo die abgerundete Darstellung und die Pracht der Decorationen mitwirkten, um einen glänzenden Erfolg zu erzielen. Das Stück erscheint wie ein originelles Problem, welches, trotz einzelner Schönheiten, nicht völlig gelöst ist. Ein weiblicher Don Juan, wie es die Titelheldin gewissermaßen ist, kann durch keinen Väterungsprozeß der Liebe entführt werden, wenn auch noch so viel poetische Kraft dazu verwendet wird.

„Bianca Capello“ hat sich als ein sehr reizvolles, spannendes Drama bewiesen, als es in Berlin zur Darstellung kam. „Katharina von Medici“ ist ebenfalls schon vor den Lampen erschienen, bevor der Druck stattfand. Die Eigenart des Verfassers, historische Stoffe zu behandeln, tritt in dieser Tragödie besonders deutlich hervor; er entwirft feist streng gezeichnete Charakterbilder und gestattet sich niemals eine romantisirende Untreue gegen die Geschichte, wie sie bei den modernen Poeten oft zu finden ist. — „Ferrara“, eine Fortsetzung des „Tasso“, dem Goethe keinen Schluß verliehen hat, ist leider noch nicht zur Aufführung gelangt. Die Weihe der Tragik liegt in dem Stoffe, und sie gestaltete sich unter der Hand eines so begeisterten Dichters zu einem wahrhaft poetischen Kimbus.

„Eithier“ heißt das neueste gedruckte Drama; es erregte besonderes Aufsehen dadurch, daß es in französischer Sprache geschrieben ist und auch im Pariser Leben wurzelt. Daß moderne Zustände mit phantastischen Arabesken umgeben sind, erhöht die reizvolle Wirkung des originellen Werkes. — „Rachel“ ist eine Studie, ebenfalls in französischer Sprache verfaßt, welche der Autor gleich seinem Ahnherrn, dem großen Friedrich, mit Vorliebe behandelt. Die interessante Charakteristik der berühmten Tragödin gewährt ganz neue Aufschlüsse über ihre Entwicklungsgeschichte. Auch zwei Lustspiele und eine Novelle, „Vergilte Blätter“, sind im Druck erschienen und können als Beweise für die Vielseitigkeit des Dichters gelten.

Seit Jahren lebt Prinz Georg als poetischer Anachoret, fern vom Weltgetriebe, in seinem Palais in der Wilhelmstraße zu Berlin. Doch ist er eine wohlbekannte Persönlichkeit. Man freut sich immer wieder, wenn man seine hohe Gestalt im einfachen Militär-Paletot auf einsamen Promenaden, oft auch im belebtesten Theile der Weltstadt, erblickt. Sein edles, gedankvolles Gesicht und sein leutseliges Benehmen werden gewiß von Niemand vergessen, der einmal dem Dichter-Prinzen gegenüberstand.

Fr. von Hohenhausen.

Kochdruck verboten.

Bei Metapont.

Von Woldemar Kaden.

Siehe das Bild von Rudolf Schiebold, Seite 340.

Dem mit wüthendem Ackerlande bedeckten Boden des einst mächtigen Troja erdört der späte Seufzer: Nunc seges est, ubi Troja fuit; über die Enden Groß-Griechenlands, wo einst ein Kranz blühender Städte seinen Glanz verbreitete, klingt es aus dem Munde des Italien-Wanderers: Nunc sunt solitudines! Ja, Wüsten sind sie geworden! . . .

Italien schickt heute seine Schiffe mit dem guten Gelde und den besten Söhnen des Landes an die unwirthlichen Küsten des Nothen Meeres, um mit neuen Ländern neuen Ruhm zu erwerben, und vergißt, daß es diese Länder und diesen Ruhm sicherer und bequemer daheim, an den Gestaden des tyrhenischen und jonischen Meeres, erringen könnte, wo ein ganzes Königreich, in den Sümpfen versunken, einem Dornröschen gleich, seit Jahrhunderten schlummert und des erlösenden Wortes wartet, um in alter Pracht, in goldenem Glanze wieder an's Licht zu steigen.

Wer wäre nicht mit bedauerndem Kopfschütteln durch die fast jeder Cultur entbehrenden weiten Flächen Etruriens, Latiums, Lucaniens und Siciliens gefahren? Die römische Campagna, die toskanischen Maremmen, der cumanische Strand, die wüsten, von der Malaria durchseuchten Strandgebiete von Sybaris, Croton, Metapont und Syrakus sind Jedem wenigstens dem Namen nach bekannt; sie sind der Inbegriff von trauriger Verfallenen und Verödung. Versunken und vergessen ist, was einstmal diesen Namen Glanz und Ansehen in aller Welt verlieh.

Welch schöne, reiche Welt blühte an den italienischen Küsten des jonischen Meeres! Griechische Stämme, vom hellenischen Mutterlande herübergekommen, hatten sie geschaffen und mit Fleiß und Verstand ausgebaut. Es war geübt, was überall geschieht, wo thatkräftige Colonisten unter halbwidrige Völker kommen: die Cultur siegte und machte gute kaufmännische Geschäfte. Macht und Wohlstand wuchsen in den italienischen Colonien bald zu solcher Höhe empor, daß man der Hälfte des Mutterlandes nicht bloß entbehren konnte, sondern bald auch mit Berachtung auf die bedeutend ärmere Heimath blickte. Ein Kranke und Prahlen, allen Parvenüs eigen, begann, ein übertriebener Luxus griff Platz, und das echte Geldprogenium, das auch dem ältesten Alterthume nicht unbekannt war, kennzeichnete sich auch dadurch, daß man nicht zufrieden damit war, dieses gewonnene Land Griechenland oder Neu-Griechenland zu nennen, nein, man mußte ihm den prahlenden Zusatz des „großen“ geben; man nannte es Groß-Griechenland, — bei den Römern Magna Graecia, — um es ja recht augenfällig vor der ärmeren Heimath auszuzeichnen.

Griechen blieben sie zwar immer, diese reichen Kornherren der Magna Graecia, wo z. B. in den Feldern von Sybaris der Weizen hundertsätig trug; und griechisch war, was sie bauten und bildeten. Aber der Luxus, zu dem sie der Reichtum verführte, war orientalisches.

Sybaris bedeutet Ueberfluth; ein Sybarit ist noch heute sprüchwortlich ein im Ueberfluth schwimmender Mensch, mit der Nebenbedeutung eines Weichlings und Schwelgers. Und wer denkt da nicht an den üppigen Sybariten Smyndirides, der mit tauend Dienern, vielen Fischern, Vogelstellern und Köchen, von Weibrauch und allen Gerüchen des glücklichen Arabiens umduftet, nach Syrien reiste. Ich dachte an ihn, als ich bei der Station Camarata, am Strande der sybaritischen Küste, in einer schwarzverraucherten, fliegend durchsummten Räuberherberge saß, auf deren Herd mir der schmierige Wirth in rangigem Del ein Stück harten Fleisches briet. . . .

Sonderbar, derjenige Theil Italiens, wo die Cultur am frühesten auftrat und sich am reichsten und gar mächtig entwickelte, fiel auch am ehesten der Verödung anheim. Uebermuth, Parteiwesen im Innern und Reid und Eifersucht der stammverwandten Nachbarn zerstörten die Blüthe, und als das zur Welt Herrschaft emporstrebende Rom sich entfaltete, erschien der Glanz der Magna Graecia der Welt schon wie eine Sage, und von ihren Städten und Bewohnern erzählte man sich lustige Märchen.

Von dem reichen Croton, im Volksmunde Cotrone, erzählte mir einmal eine alte Calabreserin an Ort und Stelle eine Sage, die vielleicht durch Tradition aus den Römerzeiten herübergekommen ist.

In der alten Stadt Cotrone, die wegen ihres Reichtums die „goldene Ruschel“ (conca d'oro) hieß und bis zum Kap Colonna sich erstreckte, lebte einmal ein König. Vor seinem Palaste standen neun Säulen: drei von Marmor, drei von Silber und drei von Gold. Drei Thürme schützten den Palast; der eine hieß Torre Mariella, der andere Torre Gigale und der dritte Capo Colonna. Der König hatte eine Frau, die stand eines Abends mit den Fürsten und Herren auf dem Altare und schaute auf's Meer hinaus. Da sagte einer der Herren: „Welch schöner Nachthimmel! Genieße, o Königin, die heitere Luft!“ Aber die Königin war unzufrieden und antwortete: „Ach, um glücklich zu sein, müßte ich Königin des Himmels und der Sterne werden.“ Da erhob sich ein gewaltiger Meeresturm, die Wellen gingen über den Palast und über die Stadt hin, und als die Sonne aufging, spiegelte sie sich in dem Meere, das die Stadt bedeckte. Nur ein Kirchlein war stehen geblieben, das ist das Kirchlein der „Madonna della Colonna“. Bei heiterem Wetter aber sieht man die neun Säulen im Meeresgrunde; dort haben sie alle Fischer und Schiffer gesehen, und weil das Segeln dort sehr gefährlich ist, baute man einen Leuchthurm neben das letzte Kirchlein.

Zawohl, das Christenthum suchte die alten Stätten wieder lebensfähig zu machen; es hat aber bis heute nur wenig ausgerichtet, denn auch der gläubigste Christ hat erkennen müssen, daß ihm kein Gebet vor dem Dämon der Malaria beschützt.

In welcher Hoffnung jene Griechenstämme hier sich angesiedelt haben, ist uns, die wir diese Küsten nur in der Verwahrlosung und Verödung kennen, schwer verständlich. Das Land muß eben damals ein ganz anderes Gesicht gehabt haben, etwa das blühende, frische und fruchtprangende der Nachbarhäfen von Reggio, auch, als Rhegium, eine Griechen-Gründung.

War das aber der Fall, so konnte der griechische, das individuelle Leben liebende Volksgesitt keine bessere Landschaft finden, als die um den Golf von Taranto her: „Hier mündeten die ansehnlichsten Ströme, und zwar selbständige, mit scharf begrenzten Thalgründen und beschränkten Strand-Ebenen.“ Aber auch diese Klüfte müssen in jenen Zeiten frischer, freundiger und kräftiger von den Bergen herabgestiegen sein, als heute, wo sie mehr das Aussehen von beweglichen Sümpfen oder staubigen Straßen haben.

Da haben wir z. B. in der, vier deutsche Quadratmeilen großen Sybaris-Ebene den Crati, Crathis im Alterthume, den bedeutendsten Strom der britischen Halbinsel, mit seinem Nebenflusse Coscile (Sybaris). Was für ein trüber, freudloser Fluß ist das; wie traurig und öde ist das Thal, das er durchfließt, die ganze Landschaft ringsum. Kein Haus, kein Mensch ist zu sehen; das Land scheint keinen Herrn zu haben. Oft verschwinden die schmutzigen Wasser in dem die Ufer bedeckenden, von der Sommerhitze gedörrten Schlamm. Oder die Schlammkruste ist gesprungen, und in den tiefen Spalten stehen röhlich-trübe Sumpflachen, in denen der Büffel badet. Die Berge, die das Thal begleiten, sind rauh und öde, von gelber, verbrannter Farbe. Das Wasser wird immer trüber, je näher es der Mündung kommt, und es ist so dick, daß immer eine runzlige, metallisch gefärbte Haut, die sich in dicken Falten zusammenschiebt, darauf schwimmt. Immer mehr in die Breite geht der Fluß; fast jedes Jahr wechselt er sein Bett, und an der Mündung ist er so schwach, daß er das Meer kaum erreichen kann. Langsam schiebt er den dicken Schlamm vor sich her, zwischen grauen Schlammdünen. Oft verschluckt die Erde seine letzten Wasser. Ein Ort des Todes ist dieses Mündungsland: Blumen, Bäume, Vögel und alle Thiere sterben es, und doch soll dereinst, wie die Sage erzählt, Anna, die Schwester der Dido, hierher geflohen sein, hier gewohnt haben.

Und hier stand in jenen goldenen Zeiten auch das reiche Sybaris. Das Stadtgebiet aber kennt man nicht mehr genau. Einige glauben, es sei bei der Brücke Celio, wo der Coscile sich dem Crati nähert, suchen zu müssen; Andere suchen es weiter drüben über dem Coscile beim Macanello; noch andere bei der Marine in der Nähe des kleinen Sees von Casabianca auf

dem Territorium von Cassano. Wer weiß es? Jehn bis zwölf Fuß Sand und Geschiebe bedecken den einst blühenden Boden. Wie viele kostbare Schätze deckt dieser trostlose Schlamm; was würde man finden, wollte man Ausgrabungen nach dieser „Stadt der Städte“ veranstalten!

Sybaris war mächtig; es soll hunderttausend Streiter ausgerüstet haben; es hatte vier Nachbarvölker unterworfen und war von fünfundzwanzig tributären Städten umgeben. Alle Bedingungen für eine Weltstadt des Alterthums waren hier erfüllt: mehrere hundert Meilen fruchtbarster Ebene, im Norden der Apennin, im Süden die reichbewaldete Sila, im Westen das schöne Plateau von Thurii, im Osten das zum Mutterlande hinüberliegende jonische Meer. Diese Landschaft soll im Alterthum, vor vierundzwanzig Jahrhunderten, eine Million Menschen ernährt haben.

Wie konnte eine so gewaltige Stadt so total von der Erde verschwinden? Wohl weiß man, daß die eiferfüchtigen Crotoniaten unter Milo die Sybariten geschlagen, die Einwohner ermordet, die Stadt zerstört und die Dämme des Coscile und Crati eingerissen haben, deren Wasser nun Sand und Geröll über die Stadt wälzten; dennoch ist dies gänzliche Verschwinden schwer erklärlich. Siebenzig Tage lang hatten die Crotoniaten die Stadt belagert, und dann begannen sie das Werk der Zerstörung. Den Vorn davon, so geht die Fabel, soll man sogar beim Feste in Olympia gehört haben.

Metapontum, die Schwefelstadt, hat wenigstens ein Denkmal seiner Größe übrig gelassen, einen trauernden, schweigenden Zeugen seiner einstigen Größe: einen Tempel.

Ein anderer Fluß mündet in den Golf von Taranto, der Bradano; an dessen Mündung lag Metapont, dessen Gebiet vom rechten Bradano-Ufer im Norden bis zum linken Ufer des Aciris sich dehnte. Dieses Gebiet bewässerten der Talandrus und der Cosuentus, heute Salandrella und Busento. Einst fruchttragende Fluren durchlaufend, irren sie heute träge und unfruchtbar durch eine breite Einöde. Auch die metapontinische Ebene ist zur Wüstenei geworden, wo schlammiges Wasser zu Sümpfen stagnirt, aus denen des Sommers die glühende Sonne giftige Nebel köcht, vor denen alles Leben sich weiter in das Land hinein, auf die Berge geflüchtet hat. Dieses Leben wohnt in den Ortschaften Montalbano, Craco, Ferrandino, Pomarico, Montefaglioso und Bisticci. Nach letzterem, auf sicherer Bergeshöhe gelegenen Städtchen heißt die ganze Campagna „Agro di Bisticci.“

Metaponto, nach dem die Eisenbahn-Station noch heute genannt wird, war, wie Sybaris, eine der bedeutendsten Städte der Magna Graecia. Sein Ursprung verliert sich in der Sage, aber Griechen waren die Gründer. Gegen Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. war es schon mächtig, wurde aber um diese Zeit durch einen Ueberfall der im Innern Lucaniens (der heutigen Basilicata) wohnenden wilden Völkerstämme zerstört. Wiederaufgebaut und zu neuer Blüthe gelangt durch die Neppigkeit seines Bodens, schloß es mit Sybaris und Croton ein Schutz- und Trugbündniß. In dem sicilischen Kriege stellte es den Athenern dreihundert Bogenschützen und zwei Trirernen. Wir erfahren ferner, daß Timoleon, da er den durch die Tyranni des jüngeren Dionysius niedergedrückten Syrakusanern zu Hilfe eilte, bei Metapont landete, und daß die Aische des unglücklichen, aber heldenmüthigen Alexander Melassus, den die Lucaner geschlagen und getödtet hatten, nach Metapont gebracht und von da seiner Gemahlin Kleopatra zugesandt worden war.

Ein schweres Geschick traf die Stadt, als sie der Spartaner Kleonymos heimfachte. Die Tarentiner hatten ihn gerufen, und er war nach Italien gekommen, wo er sich aber mehr als Räuber, denn als Feldherr erwies. Grundlos griff er Metapont an, verwißelte seine Fluren, eroberte die Stadt und begann den Tyrannen zu spielen. Mehr als sechshundert Talente Goldes (fast eine Million Mark) nahm er der Stadt ab und führte zweihundert metapontinische Mädchen als Geiseln hinweg.

Beim Auftreten des Pyrrhus in Italien gehörte Metapont ohne Zweifel zu der Zahl der gegen Rom verbündeten Städte. Mit dem Schicksal des Pyrrhus entschied sich denn auch das Schicksal der Stadt; sie mußte sich dem römischen Schwert unterwerfen.

Im zweiten punischen Kriege erfuhr die Bürgerschaft einen Zuwachs. Im Jahre 210 hatte Hannibal den Gnejus Fulvius geschlagen und dann die apulische Stadt Herdonia, nördlich von Venus, verbrannt und deren Einwohner nach Metapont übergeführt. Nachdem Fabius Maximus Tarent, das auch in Hannibals Hände gefallen war, zurückerobert hatte, setzte Hannibal sich noch einige Zeit in Metapont fest. Um die Römer in den Hinterhalt zu locken, schickte er von hier aus zwei Bürger zu Fabius mit Briefen der vornehmsten Metapontiner. Diese versprachen ihm, die Stadt mit der karthagischen Belagerung anzuliefer, wenn er ihnen gänzliche Verzeihung des Vorhergegangenen zulassen wollte. Fabius, nicht im Entferntesten an der Aufrichtigkeit des Angebotes zweifelnd, bestimmte einen Tag, an dem er Metapont sich nähern wollte. Diese Antwort wurde dem karthagischen Feldherrn zugestellt, und er legte am angegebenen Tage bei Metapont sich in den Hinterhalt. Fabius aber wurde durch ungünstige Zeichen abgehalten, blieb in Tarent und entging so der ihm gestellten Falle.

Zu dem Lager von Metapont war es auch, wo dem Hannibal der Kopf seines Bruders Hasdrubal über die Mauer geworfen ward, als Zeichen, daß die punischen Truppen geschlagen worden und die Römer siegreich aus der Schlacht am Metaurus hervorgegangen seien. Hannibal sammelte seine Truppen und ging, die Metapontiner und jenen Theil der Lucaner, die ihm treu geblieben, mit sich nehmend, nach Bruttium. Schrecklich waren die der Stadt Metapont nach dem Abzuge Hannibals gestellten Bedingungen. Livius erzählt, daß alle Metapontiner die Stadt verließen. Das ist wohl nicht wörtlich zu nehmen, oder die Stadt ward später aufs Neue bevölkert, denn im Sclavenkriege wurde sie durch Spartacus ausgeplündert, und ihre Bewohner wurden erschlagen.

Das ist Alles, was uns die Geschichte von dem vornehmen Metapont zu erzählen weiß. Später spricht man von ihm nur noch wie von einer traumhaften Erinnerung. Cicero kam um das Jahr 50 v. Chr. nach Metapont, um das Haus des Pythagoras und den Ort, wo er gelebt und gelehrt, zu sehen. Zu den Zeiten des Pausanias, des Reisebeschreibers unter Hadrian, war von Metapont nichts mehr zu sehen, als Theile der Stadtmauer, des Theaters und Tempel-Ruinen.

Im Jahre 182 hatte Kaiser Otto II. hier sein Lager; aber der Ort, der als Dorf weiter vegetirt hatte, war 1927 von den Sarazenen überfallen worden, welche, da die andern Einwohner rechtzeitig geflohen waren, nur etwa sechzig Greise und Kinder weggeführt hatten. So sank der Ort immer tiefer, und auch der Name schwand; er hieß im zehnten Jahrhundert Civitas S. Trinitatis. Um diese Zeit gab ihm ein Erdbeben

den Todesstoß, worauf die wenigen Einwohner sich weiter im Lande drinnen, wahrscheinlich in Montefaglioso, ansiedelten.

Im ersten Jahrhundert erbaute man auf der antiken Stätte das Castell Torre di Mare, und zwar, wie ersichtlich, aus den Trümmern der alten Stadt, die schon zum größten Theile unter den Boden gesunken waren, in welchem man noch jetzt in geringer Tiefe viele Fundamente, Architrave und Säulenreste findet, die man auch im ganzen Umkreise bei den schlechten Wohnungen der Adrekruche als Baumaterial verwendet sehen kann. Eine halbe Meile von dieser Torre, bei der Laguna von S. Pelagiano, welche die Wellen des Meeres bildeten, vermuthet man den Hafen der alten Stadt, und hier erblickt man bei niedrigem Wasserstande noch Ueberreste antiker Gebäude, ein Sineca des Sädens.

Eine schöne Ruine aber, welche die rückwärtsblickende Seele gar mächtig ergreift, sind die Trümmer eines Tempels, die von einer kleinen Bodenerhebung weit in die Einsamkeit des Meeres und des Landes schauen. Scuola di Pitagora. — Schule des Pythagoras nennt sie das Volk, das in diesem Namen die vornehmste Erinnerung, den höchsten Ruhm Metaponts aufbewahrt hat. Metapont hatte in seinen Mauern dem von Croton geflohenen Pythagoras ein Asyl gegeben. Durch ihn gewann es für einige Zeit das Ansehen einer philosophischen Stadt, denn um den Weisen sammelte sich alsbald eine große Zahl eifriger Schüler. Pythagoras hatte gehofft, in Metapont die ersehnte Ruhe zu finden, aber der Haß seiner Gegner suchte ihn auch hier auf. Das Gebäude, in dem er lehrte, ward von den Feinden in Brand gesteckt; er wurde gezwungen, mitten durch die Flammen zu fliehen. Vom Schmerz niedergedrückt, zog er sich in sein Haus zurück, wo er den Hungertod starb. Das war gegen 500 v. Chr. Die Metapontiner weihten seinem Gedächtniß die höchsten Ehren; sie machten sein Haus zu einem Ceres-Tempel und weihten die Straße, in der es stand, den Nymphen. Dem Volke von heute müssen das die Vögel erzählt haben, die in den Spalten des Gesteins nisten, und die könnten uns vielleicht sagen, ob dieser Tempel nicht wirklich jener Ceres-Tempel ist, der das Haus des Meisters umschloß.

Noch andere Namen haften an diesem ehrwürdigen Bau. Man nennt ihn die „Tavole Palatine“, und auf den alten Karten des Archivs der Benedictiner von Montefaglioso werden die altersgrauen Steine „Monsae Imperatoris“ genannt, oder „Mensole“, wie man sie noch heute nennen hören kann. Sie gehörten einem Tempel klassischer Stiles an, diese fünfzehn schlanken, schönen Dorier-Säulen am jonischen Meere, und erinnern an die vornehmen Tempelbildungen des Pästums, Girentis und Segesta's; auch sie haben Griechenhände errichtet.

Diese Säulen sind cannelirt; sie haben eine Höhe von beinahe fünf Metern, einen Basis-Durchmesser von einem Meter und verzüngen sich stark nach oben. Fast zwei Meter stehen sie von einander, und die ganze Länge der zehnköpfigen Reihe kommt beinahe der am Neptun-Tempel von Pästum gleich. Die zweite Säulenreihe, parallel mit der ersten, hat einen Abstand von fünfzehn Metern. Die Architrave sind nur theilweise erhalten, Fries und Gesimse zerbröckelt, auch die Mauern der Cella gänzlich verschwunden. Vom Fundament keine Spur, auch vom Paviment nicht und von den Treppensteinen in den Intercolumnen. Der Stein ist harter, grober Kalkstein, mit Spuren von gelbem, feinem Stuck. Wind und Wetter zerstörten längst allen Schmuck; das Uebrige wurde durch Menschenhände verschleppt, und in dem Vorhofe des Casinos von S. Salvatore, zwei Meilen von hier, soll man noch einige Tempelstücke vorfinden; auch die Säulen, welche die zwei Seitenschiffe des Domes von Matera stützen, sollen von diesem Tempel genommen sein, der jedenfalls weit vor den Thoren der alten Stadt lag. Ein anderer großer Trümmerhaufen von allerhand übereinandergefügtem Marmorwerk, ein gewiß eine Tempelgruppe, wird heute vom Volke Chiesa di Sanfione, Simons Kirche, genannt.

Früchtig sind die Münzen von Metapont, die in den Feldern gefunden werden. Die ältesten zeigen das schönste Symbol der Cultur und des Friedens: die Kornähre, mit der Aufschrift Meta, dann Stierköpfe, auch bärtige, mit einem scepterähnlichen Stabe auf der einen und einer Keule und einer Heuschrecke auf der anderen Seite; weiter Delphin und Aechte, Neptun und Ceres, Ceresköpfe mit Aehrenkränzen, Aehren mit Granatapfeln auf der Spitze und sogar Aehren mit Tauben.

Mit Behmuth betrachten wir diese Zeugen einer dahingegangenen Cultur, mit Behmuth den einlaunen Nest eines schönen Sittertempels, der uns an die rosenbefränzte Jugend der Menschheit erinnert.

Kochdruck verboten.

Don der Welt-Ausstellung in Antwerpen.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Die feinsten Handelsherrn und alten Patrizier von Antwerpen haben mit ihrer Ausstellung den Nagel auf den Kopf getroffen. Rag man auch zugeben, daß sich andere Großstädte Europa's für eine Welt-Ausstellung besser eignen, als die mächtige Handels- und Hafenstadt an der Schelde, so bietet doch Antwerpen als Stadt so viele Sehenswürdigkeiten, daß es allein schon eine Art Ausstellung bildet; ja, man kann getrost behaupten, die alte Stadt sei das schönste und merkwürdigste Object ihrer Welt-Ausstellung.

Antwerpen stecht heute noch mit einem Fuße im Mittelalter, trotz des mächtigen freiherrlichen Hauses, der durch die Bevölkerung weht, und der sich in den neuen Stadttheilen äußert, trotz des mit Riesenschritten zunehmenden Handels und Wandels, trotz seines glänzenden neuen Hafens, des schönsten und großartigsten in Europa. Wer hätte es dem alten, schlaftrigen Aant' werk (an der Wert) vor fünfzig Jahren angesehen, daß dieses veruzzelte Großmütterchen unter den nordischen Seestädten noch einmal wie ein Phönix sich verzüngen würde, daß die blühende Jungfrau ihr Wieder, die Festungswerke, sprengen und äppig darüber hinauswachsen würde? Alle anderen niederländischen Städte hat Antwerpen überflügelt: das alte, träumende, versandete Brügge, das langsam emporkommende Rotterdam, wie auch Amsterdam, das nordische Venedig, ja sogar die beiden deutschen Handels- und Schiffsfahrts-Emporien, Hamburg und Bremen, sind heute übertroffen! Mächtige Ostindienfahrer und stolze transatlantische Dampfer mit sechs- und sieben-tausend Tonnen Gehalt fahren auf dem breiten Bett der Schelde wie Fuhrwerke auf einer Straße auf und nieder, ja sie steuern an die Dammern nahe dem Herzen der Stadt und legen knapp daran an, wie kleine Vergnügungsfähne.

Kein Hafen der Welt, ausgenommen der von Newyork, zeigt so vorzügliche Einrichtungen. Gewaltige Drehbranne holen die Waaren aus dem Bauche der Schiffe und legen sie sanft auf den weiten langen Lagerraum längs des Stromes nieder. Hier liegen unter großen, eisernen Flugdächern die weißblauen Petroleumfässer, die dicken, plumpen, schienenumspinnenen Baumwollballen, die Jucker- und Melassefässer, große Scheiterhaufen von Farbholzern aller Art, Säcke mit Gewürzen und Früchten, Tabakballen aus Sumatra oder Havanna, Feldfrüchte von Amerika, Schafwolle aus Australien, Häute aus Indien und Texas. Starke Flammänder mit Lederkurz und Holzspantoffeln handhaben diese transoceanischen Lasten, Kapitäne und Kaufherren verhandeln ihre Geschäfte, elegante Passagiere der großen amerikanischen Passagierdampfer eilen ab und zu, und auch die Scharen von Auswanderern fehlen nicht. Das ganze buntbewegte Leben und Treiben den Hafenuaais entlang, von dem hohen, prächtigen Thurne der Kathedrale aus gesehen, gleicht dem Gewimmel in einem kolossalen Termitenhaufen, und nur kurze Zeit während des Winters, wenn die festgestorene Eisbede auf der Schelde den Hafen gegen die Außenwelt absperrt, ist dieser Verkehr unterbrochen.

Und nun belam Antwerpen zu all dem Sehenswerthen noch eine Welt-Ausstellung, deren gewaltiges Hauptportal wie eine Art Triumphbogen über das Häusermeer der Hafenstadt hinwegragt, — ein Triumphbogen nicht zur Verherrlichung von Krieg und Sieg, sondern ein Symbol für Welt-handel und Weltverkehr. Aus den beiden gewaltigen Pfeilern dieses Niefenbogens treten die Vordertheile zweier Seeschiffe heraus, unter welchen Wasser hervorquillt, das sich in Bassins zu Häfen der Pfeiler stürzt. Eine Vogengallerie über dem Portale trägt einen zweiten Plafond, auf welchem ein Dutzend beruflicher Atlasjünger die Erdkugel auf ihren Schultern tragen. Das Ganze ist so hübsch und originell, daß man bedauern muß, der kühne Bau sei nur aus dünnen Latten zusammengesetzt und bemalt, statt aus festen Quadern aufgebaut, um für spätere Geschlechter ein Denkmal der erneuten Blüthe von Antwerpen zu bleiben.

Ein einziges großes Gebäude umfaßt die Ausstellungen aller Länder und aller Zweige menschlicher Thätigkeit, mit Ausnahme der Kunst. Die einzelnen Abtheilungen sind mit vielem Geschmack und reichem Glanz ausgeschmückt, sodas sich der Besucher in manchen Theilen des gewaltigen Palaestes nicht wie in einem Weltfahrmarkt, sondern wie in einem eleganten Empfangs-Salon zu befinden glaubt. Die Belgier haben sich darin besonders hervorgethan, gestützt auf die reichen Erfahrungen, die sie auf anderen Ausstellungen, zu meist jener von 1880 in Brüssel, gesammelt haben. Schwere Teppiche, alte flandrische Gobelins, wie moderne Brüsseler Waare, dann die prächtigen, bilderreichen Braquente-Teppiche aus Mecheln, unterbrochen durch Flaggen, Guirlanden, Wappenschilder und Trophäen, bedecken die Wände bis hoch an die Decken. Die Ausstellungs-Objecte sind in reichen Birnen zur Schau gestellt und diese wieder von kunstfönniger Hand in einzelne Gruppen, Salons und Nischen geordnet worden, sodas die Damen-Toiletten, die prächtigen belgischen Spitzen, das Kunsthandwerk, wie auch die gröberen Industrien ihre eigenen, man könnte sagen Empfangsöale, haben. Aehnlich geschmackvoll haben diesmal die Italiener und die Oesterreicher ausgestellt. Hier wandelt man durch Emporien des Kunsthandwerks, an den vornehmsten Producten europäischen Schaffungsgeistes vorüber, dort wieder gewahrt der indische oder algerische Hof einen Einblick in jene eigenthümliche Halb-cultur, die den Besucher durch ihre Fremdartigkeit stets zu fesseln pflegt. In den ägyptischen, persischen und türkischen Abtheilungen werden von betrubanten Mufelmännern Teppiche, Rosenwasser und Sandelholz-Gegenstände feilgeboten, und in einer Ecke des Palaestes, gegen die Schelde-Bassins zu gelegen, ist sogar ein großer orientalischer Bazar untergebracht, sodas man sich im Sul-el-Arab in Konstantinopel oder im großen Muski-Bazar von Kairo wohnen könnte, würden einen die flämischen Demoschellen nicht gar so zutraulich anblickeln und ihre Rosenkränze aus wohlriechendem Holze in so schlechtem Französisch anbieten.

Draußen auf dem weiten, mit Blumenbeeten und Bassins geschmückten Raume vor dem Palaeste stehen in malerischer Gruppierung unzählige Restaurants, Weinschänken, Gebäude für Spezial-Ausstellungen und das gewöhnliche, albekannte Weltfahrmarkts-Zubehör. Hier, im Schatten weniger Bäume, schänten ein paar nette Holländerinnen in ihrer malerischen Nationaltracht, mit dem goldenen Käppchen auf dem Hinterhaupte und den diamantenebestetzten „Schraubenziehern“ an den Schläfen, die Köstlichkeiten der Schiedamer Brennereien. Dort, in einem hübschen Kaffee- und Cacao-Zelte, erfrischen sich elegante Damen, und nicht weit davon steht man ein paar liebere, behäbige Rheinländer an der Thür einer alten deutschen Weinschänke, ganz in dem Stile, wie man sie in Andernach und anderen uralten Städten noch findet. Auf den Schildern großer Wirtschaftshäuser mit vollgebrängten Sälen prangen die Namen deutscher Brauereien, wie denn überhaupt das ganze Wirthshaus- und Getränkewesen der Ausstellung einen merkwürdig deutschen Anstrich hat, ein Beweis zunächst, daß man nicht unrichtig das Haupt-Contingent der Besucher aus Deutschland erwartete, dann aber auch dafür, daß deutsche Küche und deutsches Bier auch wälschem Munde behagen.

Die interessantesten Bauten des Ausstellungsparks sind jedenfalls die den fremdländischen Colonien gewidmeten, vor Allem der prachtvolle Palaest, welchen die französische Regierung mit dem Aufwande von einer Million in indo-chinesischem Pagodenstile aufzuführen ließ. Dach auf Dach, thürmt sich hier eine mit reichen Vergoldungen und Holzbildwerken geschmückte Pagode auf, um welche herum noch andere, kleinere Pagoden, Hütten und Tempelchen gelagert sind. Sie enthält eine ungemein reichhaltige Sammlung von Gegenständen aus Cochinchina, Anam, Kambodscha und Tonkin: Bücher, auf Holzbreiten geschrieben, Kohlenlösen, welche die Continente wie Ruffs um den Hals tragen, Stäbchen mit Wachslöspfen, mittelst welchen sie die Karten beim Spiele handhaben, goldgestickte Kleider und Schmuckgegenstände der königlichen Ballettänzerinnen, die vergoldeten, grünen oder gelben Regenhirne der Hofwärtenträger und Mandarinen, mit einem Worte, eine Anzahl von Artfeln, welche dem Besucher ein äußerst fesselndes Bild des Lebens in Hinterindien geben.

Neben der französischen Pagode umschließt ein großer maurischer Pavillon die Sammlungen aus den portugiesischen Colonien Angola, Mossamedes, San Thomé und Mozambique, und ganz am Ende des Ausstellungsparks, in der Nachbarschaft der Portugiesen, hat auch ein König des Congolandes sein Hauptquartier aufgeschlagen, während neben seinem Lager eines jener europäischen Lager- und Wohnhäuser errichtet ist, wie sie

an den Küsten Afrikas gebräuchlich sind. In dem luftigen, mit Matten verkleideten Hause stehen einige Kästen voll Industrie- und ethnographischen Gegenständen aus dem Congo-Lande, und die zahllosen Feisich-Puppen und Götzenbilder bilden einen Wallfahrtsort der Ausstellungsbesucher.

Wer die großen Welt-Ausstellungen von Paris und Philadelphia und überdies noch ein Duzend oder mehr kleinerer Ausstellungen dieser Art gesehen, der muß fürchten, die Erfahrung Ben Aliba's zu machen und immer wieder dasselbe anzutreffen. Ein paar Spaziergänge durch den reichgefüllten Industrie-Palast, die Maschinen-Galerie und die Colonial-Gebäude zeigen indessen doch unendlich viel des Neuen, nie Gesehenen, sodaß man gerade hier, mehr wie anderwärts, einsehen lernt, wie es mit dem Ben Aliba'schen Ausspruch doch nicht ganz seine Richtigkeit hat. Die Welt eilt eben doch mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts! In den Abtheilungen dieses oder jenes Landes zeigen sich ganz neue, dort früher nicht bekannte Industriezweige, welche das Land seit der letzten Ausstellung gewonnen. Auf jedem Gebiete kann der aufmerksame Beobachter einen Fortschritt erkennen, sei es nur ein einziger neuer Bestandtheil einer Nähmaschine, oder eine neue Nuance in der Färbung einer Porzellanwaare, oder großartige, ganz neue Erfindungen auf dem Gebiete der Electricität, des Telegraphen, Telephon- und Beleuchtungswesens. Ein Besuch der Ausstellung erspart einem sogar den Besuch der großen Mode-Centren, sofern es gilt, den herrschenden Geschmack in Möbeln, Mode-Artikeln, Toiletten, Hüten und dergleichen kennen zu lernen. Man sieht eben hier alle Moden, alle Erfindungen aller Länder vereinigt. Merkwürdig bleibt es aber, wie schnell eine und dieselbe Geschmacksrichtung, die gleiche Mode sich weit von einander entfernter Länder bemächtigen, und wie rasch in neuester Zeit die verschiedenen Spezialitäten der einzelnen Länder in der Allgemeinheit untergehen. Die Mode muß doch eine epidemische Krankheit sein; dieses Gedankens kann man sich nicht erwehren, wenn man beispielsweise in den Abtheilungen fast aller europäischen Länder den gleichen Gang für mittelalterliche Möbelstoffe, für ebensolche Möbel, Truhen und Einrichtungen wiederfindet.

Bei den Promenaden durch die französische und österreichische Abtheilung, unter den Italienern wie unter den Deutschen, wird man wieder die Bemerkung machen, daß das moderne „Zeitalter der Bronze“ sich überlebt hat. Bronze-Gegenstände, die noch vor einigen Jahren an der Spitze der Mode standen, sind heute in den Ausstellungen fast gar nicht mehr zu finden. Die Mode hat Anthropologie studirt; sie macht es dem prähistorischen Menschen nach und geht von der Bronze zum Eisen über. Lampen, Lüfter, Ketten, ja Bilderrahmen und Tintenzuge, die früher, ja noch auf der letzten Amsterdamer Ausstellung von 1883, in Bronze hergestellt wurden, prangen heute in Schmiedeeisen. Der Herd dieser Eisen-Epidemie war die Turiner Ausstellung vom vorigen Jahre. Heute sieht man in den schönsten Salons der Ausstellung nichts, als eiserne Beschläge, geschmiedete Leuchter, Lüfter, Lampen, geschmiedete Gitter, Treppen u. s. w. So ist denn auch das Eisen wieder zu Ehren gekommen und hat in unserm platonischen Zeitalter Bronze und Vergoldungen, Silber und Porzellan verdrängt.

Das Schönste an Porzellanen, Teppichen, Möbeln, Bildern u. s. w. sieht man in den Kaiser- und Königs-Pavillons. So hat Deutschland in seinem Kaiser-Pavillon eine Fülle der schönsten Ausstellungs-Objecte aufgehäuft, während dahinter die berühmte Meißener Porzellan-Fabrik ihre Producte zur Schau gestellt hat; Oesterreich besitzt sein Kaiserzimmer mit einzig schönen Portraits des Kronprinzen-Paares, gemalt von Angeli, mit den herrlichen Glaswaaren Lobmeyr's, mit alten Möbeln, modernen Teppichen. Frankreich, das unter allen Nationen am glänzendsten vertreten ist, hat zwar seinen Königs-Pavillon, aber dafür könnten ein Duzend seiner Säle als solche gelten. In einem Saale sind seine herrlichen Sèvres und Gobelins ausgestellt, in einem anderen kunstvolle Metallgegenstände, hier wieder die reizendsten Lyoner Seidenstoffe, mit kostbaren Siderieen bedeckt, dort Kunstmöbel, in welchen sich auch eine eigene, neue Geschmacksrichtung äußert: die japanische. Gelegentlich der Pariser Ausstellung von 1878 erregten die eigenthümlichen, prächtigen Nachbildungen der japanischen Goldschmiedekunst, welche die große Goldschmied-Firma Tiffany aus Newyork verfertigt hatte, allgemeine Bewunderung. Von den Juwelen ging der japanische Stil auf Bronzen, Metall-Kunstgegenstände, kleinere Möbel, wie Ofen- und Wand-Schirme, über. Heute zeigt die Antwerpener Ausstellung schon ganze japanische Schlafzimmer- und Salon-Einrichtungen mit so kostbaren und reichen, dabei auch künstlerisch schönen Möbeln, daß man ihnen eine große Zukunft prophezeien kann.

Das schönste und kostbarste, den Damen auch interessanteste Ausstellungs-Object sind jedoch die köstlichen Spitzen, welche Belgien, speziell Brüssel und Mecheln, in großartigen Mengen und verschiedensten Mustern in einem eigenen, vielbesuchten Räume, schlechthin der „Spitzenhof“ genannt, aufgehäuft hat. Dieses zarte Product unermüdlichen Fleißes ist eben heute noch, wie vor Jahrhunderten, die schönste Fierde der Damen. Bedeckend und doch enthüllend, verbergend und gleichzeitig von schelmischem Verrath, giebt es kein kolerteres, zarteres Kleidungsstück, als den Spitzenschleier, und er wird hoffentlich deshalb auch nicht aus der Mode kommen, selbst wenn Schleppen, Crinolinen, hohe Schuhhaken und dergleichen längst nur noch in historischen Museen zu finden sein werden. Ob für das Kleidchen des neugeborenen Kindes bestimmt, ob für die weißen Falten des Brautkleides oder die schwarzen Trauerkleider, kein Gewebe paßt dafür besser, keines hat eine vielfältigere Verwendung, als die Spitze. Hart und durchsichtig, werden die feinen Valenciennes und points d'aiguille nicht nur mit Gold, sondern beinahe mit Banknoten aufgewogen. Allem Anscheine nach ist auch die Verwendung der Spitzen in immer größerer Ausbreitung begriffen. Wenigstens zeigt die Ausstellung, neben den Schleiern, Shawls, Fächern, Taschentüchern und dergleichen, auch größere Stücke, wie Vorhänge in Guipure de Brabant, ähnliche kleinere Fenstervorhänge oder Vitrages, dann wieder Spitzen in point de Venise für Kaminbreiten und Büffet-Belast. Die größeren Spitzen dieser Art werden merkwürdiger Weise auch in den portugiesischen Colonien in Afrika von den Eingeborenen nach Angabe der Weißen angefertigt und sind dementsprechend billiger.

Auch in Bezug auf Damen-Toiletten und Modewaren zeigt die Ausstellung verschiedener Länder manches sehr Bemerkenswerthe, immer mehr die Decentralisation kennzeichnend, die in Bezug auf die Moden seit dem Sturze des französischen Kaiserreiches eingetreten ist. Heute ist Paris nicht mehr die Sonne, der Ursprung alles Modernen. Es ist aus der Hauptstadt der Mode einfach zu dem geworden, was heute jede andere Hauptstadt ist. Man importirt jetzt in Paris englische

Reise- und Wiener Straßen-Toiletten. Die Ausstellung beweist, daß man in Belgien und Oesterreich, in England und Deutschland angefangen hat, selbständig zu werden, und auch das ist ein Fortschritt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Hagenbed's Somali-Karawane. Siehe das Bild von Carl Rickelt, Seite 344. — Die Bewohner des schwarzen Erdtheils interessieren uns heute mehr als je. Durch die großen colonialpolitischen Ereignisse der neuesten Zeit ist Afrika uns so nahe gerückt und verbunden worden, daß wir allen Vorgängen in diesem Erdtheile mit erhöhter Theilnahme folgen. Und abgesehen davon, bietet gerade dieser Continent eine so bunte Musterkarte von originellen Völkern, daß wir stets im Voraus wissen, jede neue, von dort stammende Karawane wird uns mit Dingen überraschen, die wir noch nicht gesehen, noch nicht gekannt haben. Das trifft auch zu bei der sogenannten „Somali-Karawane“, die gegenwärtig Deutschland durchkreuzt. Allerdings erscheint diese Bezeichnung insofern nicht angemessen, als die jungen Schwarzen, welche die Thiere des Somali-Landes begleiten, nicht dorthier, sondern aus dem sudanesischen Darfur stammen. Zwar sieht ein Mohr scheinbar wie der andere aus, aber nur scheinbar, denn die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen sind oft so groß, daß man manchmal versucht wäre, eine Verschiedenheit der Rassen in einem und demselben Lande anzunehmen. So sehr drängen sich gerade in Afrika die Gegenläufe hart auf einander, daß man mitten in dem einen Dorfe Neger findet, die durch ihre hellbraune Hautfarbe, ihre schlaffe, feingebaute Gestalt und ihre regelmäßigen, fast europäischen Gesichtszüge angenehm auffallen, während in einem anderen, vielleicht nur eine Meile davon entfernten Orte Menschen wohnen von kleiner, gedrungenere Gestalt, von tiefschwarzer Farbe, mit groben, häßlichen, thierischen Zügen, mit dick aufgeworfenen, wulstigen Lippen und platten Nasen, mehr zweihändige Affen, als menschliche Wesen. Bisweilen kann uns wohl eine gewisse Ähnlichkeit der Stämme über die absolute Genauigkeit hinwegtäuschen, wie es bei der interessanten „Somali-Karawane“ der Fall ist, indem die Einwohner von Darfur denen des Somali-Landes etwas ähnlich sehen. Ja, die ersteren erscheinen uns sogar sympathischer; sie haben nicht den bekannten, ausgeprägten Regentypus, ihre Gesichter sind intelligent, oft sogar hübsch, die Lippen dünn, das Haar kraus und tiefschwarz. Die Darfur-Knaben scheinen sich übrigens in dem kühlen deutschen Klima ganz wohl zu fühlen. Wenigstens verstehen sie es, sich mit ihren mitgebrachten Gefährten ebenso zu belustigen, wie sie die nengierigen civilisirten Zuschauer unterhalten. Diese Gefährten sind es auch, denen die Bezeichnung „Somali-Karawane“ in jeder Beziehung zukommt, denn ihre Heimath ist in der That das Somali-Land, jener Theil der Ostküste Afrikas, den die Alten Barbaria nannten, und der unterhalb vom Golf von Aden, im Süden der östlichen Spitze des schwarzen Erdtheils, liegt. Dorthier stammen die Leoparden, Antilopen und Fetteschafe, die Dromedare, wilden Esel und halbgezähmten Strauße, welche die Darfur-Knaben vorführen. Die „Vorstellung“ beginnt gewöhnlich mit Reitversuchen auf wilden Langohren, die mit jener Zähigkeit, die dem Esel einmal eigen ist, die dunklen Reiter abzuwerfen suchen; darauf folgt das behende Aufschwimmen auf die hohen Hüder der Dromedare, während diese im vollen Laufe begriffen sind. Das interessanteste Schauspiel bieten jedoch die Reitveruche auf Straußen. Wenn einer dieser starken Vögel mit dem kostspieligen Gefieder, seine kurzen, verkrümmten Flügel heftig schlagend, auf der schmalen Bahn mit Blitzesschnelle dahinfliehet, — und die Strauße laufen fast wie gute Rennpferde, — beginnt der lustige Kampf zwischen Mensch und Thier. Mit wunderbarer Geschicklichkeit wirft sich der junge Neger, der dem Strauße in schnellem Laufe gefolgt ist, auf den Rücken des Vogels. Während dieser nach Kräften bemüht ist, die unangenehme Last abzuwerfen, sucht sich der behende Darfur-Knabe auf den glatten Federn festzusetzen. Der Strauß springt, duckt sich, dreht den Kopf nach allen Seiten, indeß der Reiter krampfhaft die Federn erfäßt und seinen Platz zu behaupten sucht. Da, noch ein Sprung, eine heftige Körperbewegung, und der Vogel hat den Sieg davon getragen, der Reiter liegt im Sande. Aber nur auf wenige Augenblicke, denn schon hat sich der geschmeidige Neger aufgerafft, und in eiligem Laufe den Strauß wieder erreicht. Der Kampf beginnt auf's Neue, und nun endet dieser, da noch andere der Reiter zum Vorschein zu Hilfe kommen, den Vogel aufzufangen und das sich heftig sträubende Thier festhalten, mit dem Siege des Reiters. Einmal unterworfen, fängt sich übrigens der Vogel geduldig in sein Schicksal, und er trägt ohne weiteres Widerstreben den Reiter durch die langgestreckte Bahn.

Blätter für Kostümlunde. Neue Folge. 194. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kapfern.) — Griechische Frau aus Jerusalem. — Unser Bild zeigt uns eine vornehme Griechin in ihren Staatsgewändern. Das wichtigste Stück der Tracht ist der Thob, ein langer, faltiger Rock aus buntgefärbtem Seiden- oder Baumwollstoffe, der vom Halse bis an die Füße reicht und so den ganzen Körper einhüllt. Die Ärmel sind so weit, daß die äußersten Zipfel gleichfalls fast bis an die Füße hinabreichen. Ueber dem Thob wird ein zweiter, ebenso langer Rock aus gleichem Stoffe getragen, der jedoch einfarbig ist. Er ist vorn ganz offen und wird nur durch eine um die Taille geschlungene Schärpe zusammengehalten. Darüber kommt nun eine kurze Jacke aus Sammet oder Tuch von rother, blauer oder grüner Farbe, mit kostbaren Goldarabesken verziert. Die Ärmel schließen bis zu den Ellbogen eng an; von da an sind sie jedoch oben aufgeschlitzt und hängen herab, sodaß auch die Ärmel des Thob zur Geltung kommen. Auf dem Kopfe trägt die Frau einen Aufsatz (Schatweh), an dessen Vorderseite eine Reihe goldener, auf die Stirn herabhängender Mägen befestigt ist. Darüber befindet sich die Larbijeh, ein weiches Tuch mit bedruckter oder gefärbter Kante, welches über die Schultern herabfällt. Die Füße stecken in den bekannten arabischen Pantoffeln aus rothem oder gelbem Leder, mit einer nach oben gerichteten Spitze. Als Schmuck sind schwere goldene und silberne Armbänder und Fingerringe sehr beliebt.



Berlin. — Bekanntlich hatte die Kaiserin Augusta der internationalen Konferenz der Vereine vom Rothen Kreuz, welche

im vorigen Jahre zu Genf tagte, einen Preis von fünftausend Francs und eine goldene Medaille für das beste Modell einer transportablen Lazareth-Baracke zur Verfügung gestellt. Um diesen Preis bewarben sich mehr als achtzig Concurrenten, über deren Einbringungen eine aus ersten wissenschaftlichen Autoritäten aller Nationen bestehende Jury zu entscheiden hatte. Die Preisrichter, welche im September sich in Antwerpen versammelten, erkannten einstimmig den Preis und die Medaille der Firma Christoph und Linnad in Kopenhagen zu. Außerdem gelangten noch eine goldene und zehn silberne Medaillen zur Vertheilung, welche die Kaiserin Augusta in Rücksicht auf die zahlreichen Aussteller nachträglich gestiftet hatte.

Frankfurt a. M. — Ein unangenehmes Abenteuer ist Frau Schröder-Hausfängel, der Primadonna unseres Stadttheaters, zugefallen. Die Sängerin, welche ihre Sommer-Villeggiatur in Oberursel genommen, fuhr von dort aus mit dem Homburger Mittagszuge nach Frankfurt. Als sie, begleitet von einer ihrer Schülerinnen, Fräulein Theresie Ebdner, in's Coupo stieg, fand sie sämmtliche Sitze mit Reisegepäck belegt, jedoch in dem Coupo nur eine Dame anwesend, welche sie ersuchte, zwei Sitze frei zu machen. Als die Künstlerin, da diese Aufforderung unbeachtet blieb, selbst einige der Sachen zur Seite schob, verfehrte ihr die Fremde unter Schimpfreden einen derben Schlag in's Gesicht. Frau Hausfängel ließ in Rödelheim, wo der Zug hielt, den Stationschef rufen, und dieser telegraphirte an die hiesige Polizei, was denn zur Folge hatte, daß die rabiate Dame bei der Ankunft in Frankfurt in Haft genommen wurde. Sie legitimirte sich als Fräulein Jane Smith, Witwe des Generals Greville aus London, der mit seiner Familie in einem Coupé erster Klasse desselben Zuges fuhr und es nicht einmal der Mühe werth hielt, ein Wort des Bedauerns an die beleidigte Künstlerin zu richten. Vor Gericht benahm sich die schlagfertige Engländerin sehr zaghaft und behauptete, nur aus Versehen ihre Gegnerin berührt zu haben. Das Gericht schenkte jedoch dieser Aussage keinen Glauben und verurtheilte die Angeklagte zu einer Gefängnißstrafe von einer Woche.

Karlruhe. — Nachdem die Vermählung der Prinzessin Hilda von Nassau mit dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm von Baden am 20. September auf dem Schlosse Hohenzollern bei Peggau in Oberbaden stattgefunden hatte, erfolgte der feierliche Einzug des jungen Paares in Karlruhe am Nachmittage des 26. September. Die Bevölkerung feierte den festlichen Tag durch ein Ständchen der Sängler vor dem großherzoglichen Schlosse und eine großartige Beleuchtung der Stadt am Abend; auch fand in der eigens errichteten Festhalle ein Ballett statt. Der folgende Vormittag war dem Empfange der Deputationen gewidmet, die zum Theil in der malerischen Landestracht erschienen. Daran schlossen sich mannigfache Volksbelustigungen, die auch noch am nächsten Tage ihre Fortsetzung fanden. Unter den zahlreichen Hochzeitsgaben verdient besondere Erwähnung die Spende nassauischer Familien: ein kostbarer Tafelaufsatz in getriebenen Silber, mit reicher Vergoldung und geschmadvoller Emailirung. Den Fuß des Unterfahes schmückten zwei Figuren: „Rein“ und „Lohn“; die Mitte des Unterfahes zeigt, umgeben von einer Gruppe Amoretten, die Widmung: „Aus Nassau, dem Heimathland“. Aus der Mitte des Unterfahes steigt eine Säule empor, geschmückt mit zwei allegorischen Gruppen, das Glück darstellend. Die Mitte der Säule trägt die von Amoretten gehaltenen Wappen der Häuser von Baden und Nassau. Auf der Säule ruht eine silbervoll ornamentirte Schale, zur Aufnahme von Blumen bestimmt, aus deren Mitte, das Ganze effectvoll abschließend, die prachtvoll modellirte schwebende Statue des „Hymen“ sich erhebt. Die andere Seite entspricht in ihrer künstlerischen Anordnung der Vorderseite und zeigt inmitten der Säule das Monogram „H. Ch.“ (Hilda Charlotte), darüber die herzogliche Krone, darunter das Wappen der Stadt Wiesbaden und am Sockel, entsprechend der Widmung auf der Vorderseite, das Datum des Hochzeitstages: „20. September 1885“, umgeben von Amoretten.

Wien. — Die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich übt mit besonderem Talente die Malkunst aus. Auf ihren Ausflügen und Reisen pflegt sie ein Zeichen-Album mit zu führen, in welchem sie jene Punkte, welche ihr Interesse wachgerufen, mit Bleistift skizzirt, um später die eine oder andere Zeichnung weiter auszuführen. Ein Triester Blatt giebt nun eine Schilderung des Albums, das die hohe Frau sich speziell für ihren jüngsten Aufenthalt in Triest angelegt hatte. Das erste Blatt bringt eine Bleistiftskizze von Miramare, das zweite eine ebensolche Skizze des Schlosses, von der Seeferse aus gesehen. Auf dem dritten Blatte sieht man eine herrliche Aquarell-Ansicht von Miramare, während die beiden nächsten Blätter eine reizende Ansicht des Küsten-Panoramas, wie es sich von der südlichen Schloßterrasse aus bietet, wiedergeben. Das in Aquarell ausgeführte Bild ist von überraschender Schönheit. Nun folgen in Halbbildern Aquarell-Ansichten von Pirano, Triolo, Duino, Santa Croce, Capodistria, vom Lazareth St. Bartolomeo, dann ein prachtvolles Vollbild, die Nacht „Phantasia“, welche auf hoher, leicht bewegter See zwei Dampfern begegnet. Zwischen diesen Blättern finden sich einige flüchtigerer Bleistiftskizzen, welche noch der Ausführung harren, sowie einige mit vollendeter Naturwahrheit auf das Papier geworfene Blumen.

Zu Baden bei Wien verstarb am 16. September Frau Camilla Ruzicka-Ostoc, eine durch ihre Gesehrsamkeit ausgezeichnete Dame. Mit besonderem Erfolge hatte sie sich dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmet und war in diesem Fache auch literarisch thätig. Das erste türkisch-deutsche Wörterbuch für den practischen Gebrauch wurde von ihr herausgegeben. Ihre Arbeiten sind durch die Verleihung der österreichischen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, der bairischen goldenen Ludwigs-Medaille und der ersten Klasse des persischen Ordens für Wissenschaft anerkannt worden.

London. — Wie es bei einer Gala-Tafel der Königin Victoria in Schloß Windsor zugeht, schildert ein Eingeweihter folgendermaßen: Seit einigen Jahren lauten die Einladungen nur auf einen Abend und eine Nacht und werden erst im letzten Augenblicke ausgegeben. Oft erhält man sie erst am Nachmittage desselben Tages, an dem man im Schlosse erwartet wird. Die Geladenen verlassen den Bahnhof von Paddington um fünf oder halb sieben Uhr und werden am Eingange des Schlosses von den Pagen der Königin empfangen. Die Gemächer, welche den Gästen angewiesen werden, sind sehr geräumig und natürlich mit aller Bequemlichkeit ausgestattet; werthvolle Gemälde hängen an den Wänden. Bei seiner Ankunft erhält der Gast den Besuch des Master of the Household, Generalmajors Sir John Cowell; ist er einer Hofdame bekannt, so wird er bei derselben zum Thee geladen. Um halb acht Uhr kleidet man sich zur Tafel an, bei der man in großer Hof-Uniform erscheinen muß, und um acht Uhr begiebt sich der Gast in die lange Gallerie, wo die ganze Gesellschaft zusammenkommt. Dieser ungeheure Corridor, der sich um das ganze Bierock des Schlosses herum-

zieht, enthält prächtige Basen, Buffets von kostbarem Holz, gefüllt mit dem seltensten Porzellan. Die Wände sind mit Gemälden buchstäblich tapeziert. Kurz nach halb neun Uhr kommt die Königin mit der Prinzessin Beatrice in die Gallerie und richtet ein paar Worte an die Gäste; dann begiebt sich Alles in den Speisesaal. Das Essen ist stets außerlesen; auf dem Speisezetteln steht unter der Bezeichnung jedes Gerichtes der Name des Kochs, welcher dasselbe bereitet hat. Von Weinen werden nur Vorbezug und Champagner aufgetragen. Unzählige Kammerdiener in Galatkeidern, Bogen und uniformirte Schaffner sind zur Bedienung anwesend. Die Küchenbeamten zertheilen die Fleischspeisen auf den an der Wand stehenden Tischen. Nach der Tafel verläßt die Königin den Speisesaal mit den Damen, und einige Minuten darauf folgen die Herren. Die Königin bringt darauf etwa eine halbe Stunde in der Gallerie zu, spricht der Reihe nach mit jedem der Geladenen einige Worte, verneigt sich dann und zieht sich zurück. Die Personen des Hofes und die Gäste verfahren sich sodann in den „Roten Saal“ oder in den „Grünen Saal“ und bringen den Rest des Abends mit Whistspielen oder Musik zu. Die Königin bleibt den Abend über in ihrem Privatsalon oder in jenem des Prinzen Albert; diese zwei mit einander in Verbindung stehenden Zimmer sind jeden Abend glänzend erleuchtet. Die Königin plaudert dort mit ihren steten Begleitern, der Prinzessin Beatrice und deren Gemahl, oder sie liest, schreibt oder hört auch ihrer Vorleserin zu. Es befindet sich auch ein Billardsaal im Schlosse, in welchem man rauchen kann, und in dem erfrischende Getränke geboten werden. Auch Rauchzimmer, selbst für die Bediensteten, sind vorhanden; aber es ist jedem Gast unterlagt, in seinem Zimmer zu rauchen. Man weiß im Voraus, daß man mit dem um elf Uhr Vormittags abgehenden Zuge abreisen muß; das Frühstück wird daher ziemlich frühzeitig eingenommen. Es sind dafür zwei Tafeln gedeckt; man kann jedoch auch in seinem Zimmer frühstücken. Die Königin nimmt das erste Mahl stets abgesondert ein, entweder allein oder in Gesellschaft eines Prinzen; die Gäste bekommen also Ihrer Majestät vor ihrer Abreise nicht mehr zu sehen.

Mit der Herausgabe eines originellen Wertes ist *Miß Kate Sanborn* beschäftigt. Das Buch, das den Titel „The Wit of Women“ (Frauenwitz) führen wird, soll eine Auswahl aus dem Besten enthalten, was von Frauen verschiedener Länder und Zeiten auf dem Gebiete der Satire und des Humors in der Literatur geleistet worden.

Der Verein deutscher Lehrerinnen in England, dessen Zweck es ist, den stellenfuchenden Mitgliedern ohne Agenten-Vermittlung Anstellung zu verschaffen, ihnen gegen billige Vergütung ein zeitweiliges Heim zu bieten und die frankten und mittellosen Mitglieder zu unterstützen, zählt jetzt sechshundert- undsechzig Mitglieder und hat in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits eintausendsechshundertsechundsechzig Erzieherinnen mit passenden Stellen versorgt. Die hohe Bedeutung dieses Verbandes für die deutsche Lehrerinnenwelt ergibt sich daraus, daß vor dem Bestehen desselben die Erzieherinnen im Auslande, namentlich in England, vollständig auf die Agenten angewiesen waren, welchen eine Gebühr von fünf bis zehn Prozent des Jahresgehältes entrichtet werden mußte, und daß die stellenfuchende oder der Erholung bedürftige Lehrerin in theuren Kosthäusern nicht selten in schlechte Hände gerieth. Der Verein und das Heim der deutschen Erzieherinnen bieten nun eine sichere Gewähr für den entsprechenden Schutz und Schirm deutscher Landestöchter, die ihre Existenz in der Ferne zu suchen gezwungen sind. Gegenwärtig erhält der Verein durch seine Mitgliederbeiträge sich selbst, doch ist das Vereinshaus, das anfangs nur für dreihundert Personen berechnet war, viel zu klein geworden und bedarf der Vergrößerung, wenn Schutz- und Rathfuchende nicht abgewiesen werden sollen. Zu dieser Vergrößerung fehlen aber die nöthigen Fonds. Viele deutsche Fürsten, das Kaiserpaar an der Spitze, mehrere Regierungen und Städte haben bereits namhafte Beiträge für diesen Zweck gewährt, zu dessen Erreichung jetzt noch achtzehntausend Mark erforderlich sind.

Stockholm. — Den unfeinwilligen Anlaß zu einer schrecklichen Katastrophe gab *Christine Nilsson* während ihres Aufenthaltes in der schwedischen Hauptstadt. Bereits in Gothenburg hatte das Auftreten der von ihren Landsleuten wohl über Gebühr gefeierten Sängerin zu tumultuarischen Straßen-Ovationen geführt, sodas die dortige Polizei sich zum Einschreiten genöthigt gesehen hatte. Aber noch viel stürmischer gestalteten sich die Ovationen in Stockholm. Nachdem die Künstlerin am 23. September in einem Concerte gesungen, sammelte sich vor ihrer Wohnung im Grand Hotel eine ungeheure Menschenmenge, die immer mehr anwuchs, als Frau Nilsson, den wiederholten Rufen Folge leistend, vom Balkon herab einige Vieder sang. Als endlich sich die Menge zu zerstreuen begann, entstand ein so furchtbares Gedränge, daß achtzehn Personen getödtet und viele andere mehr oder weniger schwer verletzt wurden. Natürlich kann die Sängerin, welche die von ihr angekündigten Concerte sofort einstellte, kein Vorwurf treffen; gewiß hat sie, an dem verhängnisvollen Abend ermüdet heimgekehrt, nur mit Widerstreben sich dazu herbeigelassen, in der empfindlichen Abendkühle von dem Balkon herab zu singen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Katastrophe vermieden worden wäre, wenn der Cultus, der vielfach mit „Sternen“ der Gesangskunst getrieben wird, nicht eine Höhe erreicht hätte, die über die Grenzen des Verständigen weit hinausgeht. Die Lehre, die sich aus dem bellagenswerthen Ereignis ergibt, wird hoffentlich die Beachtung finden, welche sie verdient.

Newyork. — *Mistress George M. Pullmann*, die Gattin des bekannten Fabrikanten, reist auf der Eisenbahn wie eine Fürstin, ja noch vornehmer als eine solche, denn gekrönte Häupter pflegen sich nur eines oder mehrerer Salomagen zu bedienen, während die amerikanische Dame oft einen ganzen Zug für sich allein benutz. Das geschah auch neulich, als sie mit ihren Kindern und achtzehn Domestiken sich von Chicago nach Long Branch, dem bekannten fashionablen Badeort, begab. Ein Reporter, dem es gelungen, einen Blick in den Boudoir-Wagen zu werfen, entwirft ein glänzendes Bild von der prächtigen und zugleich geschmackvollen Einrichtung. Der Raum war in eine Art Blumen-garten umgewandelt, mit den seltensten Gewächsen angefüllt. Kostbare Stoffe und Gemälde schmückten die Wände, und zur Lectüre boten sich die neuesten Journale und epochemachenden Werke dar. Einer der Waggons führte die Pferde der Dame und ein anderer ihre und ihrer Kinder Equipagen.

Die Zahl der an den nordamerikanischen Universitäten studirenden Frauen wird gegenwärtig auf achtzehntausend geschätzt, sodas man bereits befürchtet, einzelne Zweige jener Studien, denen sich das weibliche Geschlecht mit Vorliebe zuwendet, besonders dasjenige der Medicin, könnten einer Ueberfüllung mit weiblichen Kräften unterliegen. Andererseits aber hört man wieder von Thatfachen, welche der Berufserweiterung der Frauen sehr förderlich scheinen. So wurde im Staate Texas ein Gesetz angenommen, welches es für statthaft erklärt, daß die Hälfte sämmtlicher öffentlicher Vertrauensposten im Staate von Frauen besetzt wird.

Die Mode.

Kabdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom October 1785.



Nach einem Stiche von E. Kiepenhaufen „Habillonnens de l'année 1785“ im „Goettinger Taschen Calendre vom Jahr 1785“.

Aus rauhem Wollengewebe (boucle), Seidenreps und plüschartigem Velour zusammengesetzt, eignet sich der lange Mantel nicht nur zu einer höchst eleganten Vervollständigung der Promenaden-Toilette, sondern wegen seiner einfachen Form auch zu einer bequemen Hülle für den Abend. Schleifen aus breitem Wappband. (Bemerkung: N. Hall jun., W. Jägerstr. 27a.)

Als Uebergang von den koketten buntfarbigem Sommerhüten zu den seriöseren Formen des Winters bringt der Herbst stets einzelne Neuheiten, welche das Charakteristische beider Jahreszeiten zu vereinigen suchen. So zeigt die zierliche Capote um die vorn nur leicht



hochgebogene Krempe eine bräunliche Pelz-Einfassung, während die Bekleidung aus dunkelgrünem Sammet, hinten in 15 Cent. Höhe fein eingereicht, auf der Höhe des Kopfes eine 8 Cent. hohe Puffe bildet. Dieser schließt sich vorn eine mächtige Schleife aus Sammetband an. (Bemerkung: H. Gohner, SW, Krausenstr. 21.)

Unter den unzähligen Formen heidniser Jabots, Fichus und Westen erfreuen sich besonderer Gunst die zierlichen Westen-Fichus mit hochstehenden Kragen, die im Rücken mittelst Halenvorrichtung unsichtbar schließen. Diese auf jeder Taille zu befestigenden Fichus fertigt man entweder aus Rouffeln und benützt den oben eingereichten Theil dicht mit Wachspollen, oder man wählt golddurchwirkten Brocat, Sammet oder gelblichen Canovas de congres und verzieret sie mit bunter Seiden-



spitze oder Stickerei. Auch die bekannten orientalischen Schärpen aus treppartigem Feinen mit farbiger und Goldstickerei lassen sich gut hierzu verwenden. Einen präziösen Schmuck bilden kleine, auf Spitzenplättchen ruhende Bandschleifen in der Farbe der Stickerei.

Trotzdem seit dem ersten Auftreten der Peterine Jahre verfloßen sind, erfreut sich die gefällige, praktische Hülle noch immer allgemeiner Gunst. Im indessen für die Promenade ganz moderegert zu sein, muß das kleine Ding aus schönem Material bestehen, z. B. aus zweifarbigen, gestreiftem Atlas, wie an unserer Vorlage, welche durch einen weiten, mit einfarbigem Atlas gefütterten Capuchon vervollständigt wird. Der hohe, breitrandige Hut zeigt die Krempe kraus mit Sammet eingefast und mittelst einer farbigen Sammetkloffe an einer Seite in die Höhe genommen, während der Kopf aus Seidenfilz mit spitzegeklüffelten Jetperlen benützt ist.

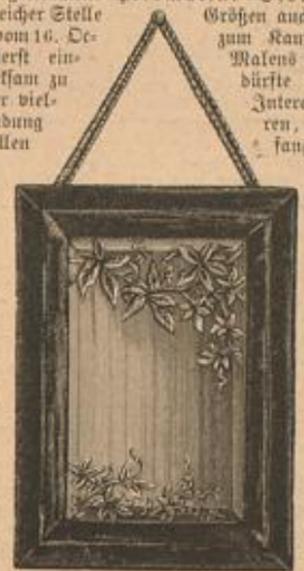


Unter den Geschenken, welche dem Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums dargebracht wurden, bestand sich auch ein Gebek, von der Großherzogin Auguste Caroline gependet und nach den Zeichnungen von G. Teske in der Fabrik von A. W. Rißer in Bielefeld gewebt. Die Vorderseite der Tischtücher und Servietten besteht aus festem von Vorbeer und Fische, in welche abwechselnd der Schild mit dem Stierkopf und die großherzogliche Krone gesetzt sind. Begrenzt werden die Laubgewinde oben durch die Krone der wendischen Krone, von welcher Ordenssterne und Hals-Decoration in die Gekfestons herabhängen. Die eine Hälfte der Servietten enthält in der Mitte die Chiffre F. W., überragt von der Krone, die andere Hälfte die Chiffre A. C. mit der englischen Prinzessinnen-Krone. In gleicher Gestalt befinden sich diese Chiffren auch in den Eden der Tischgedecke, welche in der Mitte abwechselnd die großen Wappen der hohen Herrschaften tragen. — Als interessante Reminiscenz sei erwähnt, daß in der großherzoglichen Wäschekammer zu Rostrelitz Tischgedecke aufbewahrt werden, für welche die früheren Herzoginnen und Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, welche Linie mit dem Herzog Adolf Friedrich II. im Jahre 1701 ihren Anfang nimmt, selbst mitgesponnen haben und nach eigener Angabe haben weben lassen. Die Herzoginnen waren geborene Prinzessinnen von Sachsen-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Holstein-Blön und Sachsen-Weimar. Eines dieser Tafelgedecke stellt auf verschiedenen Feldern die zehn Gebote dar. Die Tochter der letztgenannten Fürstin, die spätere Königin Charlotte von England (1741 bis 1818), war fleißig als Spinnerin und sehr geschickt mit der Stick- und Tambourir-Kabel. Im Schlosse zu Mirrow ist ein ganzer Salon mit Tapeten besetzt, die von ihr gearbeitet worden. Natürlich haben ihr, nach der Sitte der Zeit, die Hof-Fräulein beim Spinnen und Sticken geholfen.

Neue Handarbeiten.

Kabdruck auch im Einzelnen verboten.

Schon mehrfach nahmen wir Gelegenheit, auf die von England zu uns herübergekommene Prismatine-Bronze-Malerei, welche wir an gleicher Stelle in der Nummer vom 16. October 1884 zuerst einführten, aufmerksam zu machen. In der vielfachen Verwendung dieser effectvollen Malerei zu Zwecken der Zimmer-Decoration, wie zur Ausschmückung von Toiletten-Gegenständen (Kleidern, Pompadours, Arragen, Manschetten u.), tritt jetzt noch das Bemalen von Spiegel-Einfassungen für den Toiletentisch. Diese Spiegel stehen in den verschiedensten Größen auch fertig gemalt zum Kauf; für die des Malens kundigen Damen dürfte es jedoch von Interesse sein, zu hören, daß auch angefangene Malereien, sowie die auf Glas vorgezeichneten Muster käuflich zu haben sind. (Bemerkung: H. Lindhorst, SW, Rüdigerstr. 14.)



Scheiben-Gardinen in altdeutschem Geschmack aus canevas de congres mit Filz-Quipures oder genähten Einfägen, mit farbiger Flachstickerei, oder was sonst die Arbeits-Nummern unserer Zeitung für verlockende Vorlagen gebracht, sind wohl ein stiller Wunsch mancher Hausfrau; doch nicht selten mag das Material zu kostbar erscheinen, öfter vielleicht noch die Mühe für eine zeitraubende, umfangreiche Arbeit fehlen. Deshalb erinnern wir daran, daß die beliebte Häkelarbeit auch hier die kostbareren und mühevolleren Techniken ersetzt und, farblich ausgeführt, geradezu überraschend wirkt. Viele der von uns veröffentlichten Häkel-Einfäge, besonders die mit Medaillon-Mignardise zusammengestellten, sind in starkem Material ausgeführt, direct verwendbar. (Siehe u. N. Abb. 34-36 der ersten October-Nummer.) An einer vorliegenden, derartig ausgestatteten Gardine waren die breiten, mit einfachem Hohlraume versehenen Canevas-Streifen durch Einfäge der Quere nach verbunden. Eine kräftige, weiße Medaillon-Mignardise bildete die Mitte der Häkelarbeit, welcher sich nach beiden Seiten ein einfacher Musterfah aus je einer blauen, rothen, weissen und nochmals rothen und blauen Tour angeschlossen. Für die kräftigen Ausführungen eignen sich am besten die W. Hebebrand'schen (Elberfeld) Garne und Mignardisen.

Bei der Vorliebe für damascierte Stoffe wird Vielen die Mittheilung von Interesse sein, daß man glatte Gewebe jeder Art (Sammet, Plüsch, Atlas, Seide u. s. w.) nicht allein durch das bekannte Einpressen in gemästerte verwandelt, sondern ihnen auch durch eine neue Art des Pressens das Aussehen von Feilgeweben geben kann. Selbst bei getragenen Gegenständen läßt sich dieses Resultat erreichen. Eine Auswahl Proben gepresster Gewebe versendet auf Wunsch die Gausfir-Anstalt von A. Hentschel (Nachfolger W. Leisegang), SW, Neuenburger Straße 32.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die feine und einfache Küche. (Schluß.)

1114. Kohlrüben-Auflauf. Vier große, saftige, zarte Kohlrüben werden Tags vor dem Gebrauche sauber geschält, abgeseift, ungefähr 3 Stunden in gelagtem Wasser gar und weich gekocht und dann auf einen Durchschlag gelegt und kalt gestellt. Am anderen Morgen reibt man sie, wie gekochte kalte Kartoffeln, auf einem Reibeisen, — dabei sorgfältig beobachtend, daß keine Stücken in die geriebene Masse hineinfallen, — giebt hierauf 1/2 Obertasse saure Sahne, ebenso viel zerlassene Butter, 8 fein gestoßene Zwiebäde, 4 Eidotter, Salz, Zucker, auch gestoßenen Pfeffer nach Geschmack und schließlich, nachdem Alles gut verrührt ist, den fest geschlagenen Schnee von 4 Eiweiß dazu. Das Ganze wird dann sogleich in eine vorher mit Butter und gestoßenem Zwiebad vorbereitete Auflaufform gefüllt und im mäßig erhitzten Ofen 1 1/2 Stunden lang gebacken. Zu diesem sehr wohlsmekenden Gericht ist gepökelte Dachszunge, gepökeltes Schweine- oder Rindfleisch, warm und auch kalt, eine passende Beilage.

1115. Fleischpudding. Unterhalb Kilo verbes, aus der Kuh geschmittenes Kalbfleisch wird, nachdem man es von allen Sehnen und Häuten befreit hat, ganz fein gewiegt und dann durch ein Sieb gerieben. Hierauf läßt man 125 Gr. Butter mit 125 Gr. Mehl, welches man vorher mit 1/2 Liter Wasser klar verquirlt hatte, unter beständigem Rühren so lange kochen, bis es sich von der Cafferole rein ablöst, und stellt die Masse dann sogleich, nachdem man erst noch 125 Gr. frische Butter darin verrührt und das Ganze hierauf in eine tiefe Schale gefüllt hatte, bei Seite. In die Rasse etwas abgeseift, so rührt man 4 ganze Eier und 1/2 Liter süße Sahne nach und nach daran, thut etwas Salz und zuletzt das durchgeriebene Fleisch dazu, füllt das Ganze in eine vorbereitete Puddingform, stellt diese bis 2/3 ihrer Höhe in ein kochendes Wasserbad und läßt den Pudding in einer Stunde darin gar werden. Eine Butter-, Kapern-, Sardellen- oder Krebsauce ist zum Pudding passend; auch eine weiße Weinsauce (siehe Rezept 1113) schmeckt vortreflich dazu.

1116. Birnen-Compote. Man schält feine Kochbirnen hübsch rund, schneidet sie der Länge nach durch, entfernt Blume und Kerngehäuse und wirft die Birnen in frisches, mit etwas Essig vermishtes Wasser. Hierauf läßt man in einer irdenen Cafferole Wasser und Weißwein, zur Hälfte gemischt, nebst Zucker, ganzem Zimmt, ein wenig fein abgeseifteter Citronenschale und 2-3 Kellen einige Minuten durchkochen, thut dann die Birnen hinein und läßt sie langsam so lange kochen, bis sie durchweg weich sind und klar, fast durchsichtig erscheinen. Nun hebt man sie mit einem Durchschlag, sie gut abtropfen lassend, aus der Sauce auf eine flache Schüssel, läßt die Sauce bis zu wenigen Schöpfeln voll einkochen und seihet dieselbe durch ein Sieb über die bergartig angerichteten Birnen. Gerahet, muß der Saft kaum noch flüssig, vielmehr geléeartig sein, worauf man dann die Bir-

nen mit einem dicken Avanz von geschlagener Sahne umgiebt und sie sogleich servirt.

1117. Entenbraten mit Wirsing und Kartoffeln. Recht fetter, gut gemästeter Enten werden, wie gewöhnlich, zum Braten vorbereitet, sodann in einer Bratpfanne in gebräunter Butter, unter fleißigem Begießen, in guter Dinsthöhe halb gar gebraten, um hierauf, nachdem man ein Glas Rothwein und ein wenig Suppentourzeln daran gethan hatte, langsam gar und weich zu braten. Inzwischen hatte man Wirsing, gut verlesen, in kochendem Salzwasser gar gekocht und dann in frisches, kaltes Wasser gethan, während in gleicher Zeit einige mehligte Kartoffeln in wenig Wasser, welches mit mehreren Eßlöffeln Entensauce gefettet worden, gar gekocht waren. Wenn dies geschehen, hebt man die fertig gebratenen Enten auf eine warme Schüssel, fettet die Sauce rein ab, thut das Fett nebst der Hälfte des Saucen-Fonds an die Kartoffeln, giebt hierauf auch den gut ausgebrühten Wirsing dazu und läßt das Ganze, bei richtigem Aufschwenken, 10-15 Minuten durchkochen. Die Enten legt man, damit sie warm bleiben, in den zurückgelassenen Saucen-Fond, wonach sie, im Augenblicke des Anrichtens, jede in 8-10 Stücke tranchirt und als Garnitur um den angerichteten Wirsing gelegt werden. Der Wirsing darf zuletzt nicht mehr Brühe haben, als zum Saftiger-scheinen nothwendig ist, und muß gelblich-braun aussehen. Den Rest des Saucen-Fonds servirt man extra dazu.

1118. Stendrei. Recht feine Gerstengröße wird in einer Mischung von Milch und etwas Wasser mit wenig Salz recht langsam, damit die Größe gehörig ausquillt, zu einem dicken Brei gekocht und dann sogleich, nachdem sie vom Feuer genommen ist, mit 125 Gr. frischer Butter so lange verrührt, bis sie abgekühlt ist. Dann fügt man 4 oder 5 ganze Eier und auf jedes Ei 2 Eßlöffel dicke, saure Sahne hinzu, giebt hierauf den Brei in eine kleine, mit Butter ausgestrichene Bratpfanne oder Auflaufform und bäckt ihn in 1 1/2 Stunden gar. Bei Tische reicht man mit Zucker verführte, recht schäumig geschlagene, saure Milch oder auch heiße, süße Milch dazu. Die angegebenen Mengen sind auf ungefähr 200 Gr. Größe berechnet. D. V. W.

Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

Zu unserer vorigen Nummer veröffentlichten wir über dieses unser neuestes Unternehmen das

Preis-Ausschreiben.

Demselben schließt sich an eine Musterammlung von Holzschnitten, von welcher wir nachstehend wiedergeben die Ankündigung.

Ausgewählt auf Veranlassung der unterzeichneten Verlags- handlung durch Herrn Maler Franz Starbina in Berlin, erscheint die

Musterammlung von Holzschnitten

aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern

aus Anlaß unseres Preis-Ausschreibens für die besten Zeichnungen zur Wiedergabe durch den Holzschnitt in der Illustrirten Frauen-Zeitung.

Die Musterammlung wird von Anfang October d. J. bis Mitte Februar 1886 in zehn vierzehntäglichen Lieferungen in Groß-Folio-Format auf feinstem Kupferdruckpapier erscheinen. Jede Lieferung wird neun Blätter enthalten, etwa die Hälfte davon in Doppelformat, also über zwei Seiten der bekannten großen Illustrirten Zeitungen gehend. Der vorliegenden ersten Lieferung ist außerdem ein Lichtdruck beigelegt, welcher das Original eines der Holzschnitte in Facsimile wiedergiebt.

Der Preis für jede Lieferung ist 3 Mark, für jedes Bild also nur 33 1/2 Pfennig. Niemand ist zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen verpflichtet.

Bestellungen auf die Musterammlung nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Berlin W, Potsdamerstr. 38, 1. October 1885.

Die Verlags-Handlung von Franz Sipperrheide.

*) Da die einzelnen Blätter unseres Werkes, zumal die doppelseitigen, sich sehr wohl auch zum Einrahmen eignen dürften, so geben wir hier gleich den Weg zur geeigneten Behandlung derselben für diesen Zweck an.

Nachdem das Bild und das zum Einrahmen bestimmte Glas auf die gleiche Größe geschnitten sind, drückt man den Bruch des Bildes mit dem Fingerring oder Fingerringel auf der Rückseite glatt und festet auf derselben das Bild mit einem Schwämmchen leicht an. Das so geklebte Bild legt man auf das gereinigte Glas und befestigt es auf demselben, indem man an den Rändern um Bild und Glas etwa 1/2 bis 2 Ctm. breite Streifen Papier herumklebt, welche später durch den Rahmen verdeckt werden. Sobald das Bild trocken, verschwindet der Bruch vollständig, und man kann abdamit mit dem Einrahmen des Bildes in der üblichen Weise verfahren.

Will man dem Bilde einen breiteren weißen Rand geben, so empfiehlt es sich, einen entsprechenden größeren Carton auf ein Reißbrett zu spannen und das Bild entweder, nachdem der Bruch, wie oben, glatt gedrückt worden, auf diesen aufgespannten Carton mit gutem Kleister fest aufzukleben oder es in feuchtem Zustande auf den Carton aufzukleben, d. h. nur an den Rändern schmal auf diesen anzukleben.

Den so mit dem Bilde auf das Reißbrett gespannten Carton läßt man gut austrocknen, schneidet ihn auf das Format des Glases, umklebt darauf Bild und Glas an den Rändern mit Streifen Papier, wie oben angegeben, und schneidet, nachdem auch diese gehörig trocken, zum weiteren Einrahmen.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postaufendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Silbermappe“, das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postaufendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angeleben werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Seite oder deren Mann Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Aufnahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und zu Wien I, Dvergasse 3.

Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserenten-Auftrag dauert.

Kunstgewerbliches.

Siehe Seite 345.

Moritz Wenzel, Königl. Hoflieferant in
Breslau, Ring 15.
Kömer, Preis M. 15.
Rheinweinglas, Preis M. 12.

J. und S. Sobmeyr, Fabriks-Niederlage
von Glaswaaren etc. in Wien.
Krüge, Karaffen und Gläser etc. Preis von M. 2-20.

Monogramm-Büchlein
von Erna von Mantuffel.
Preis 3 Hefte 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Planchir. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben.
Harburg a. E. G. W. E. E. E.

Nützliches Geschenk für Damen!
Dr. Zahr's Gesundheitslehre für Damen. Zum Selbstunterricht bearbeitet. Siehe Anzeigenteil der Illustrirten Frauen-Zeitung vom 1. Juli 1885. Preis 12 Mark. Franco gegen Einsendung.

Anleitung zur Cabinet-Glasmalerei v. S. Vehnert. Preis: M. 1.-, nach außerhalb Pre. geg. Einleitung von M. 1.10 in Postmarken. In bester durch jede Buch- u. Kunstmaterialien-Handlung, sowie durch: Haase & Brandt, Berlin W, Kurländische Straße 169.

Die Königl. Hof-Nachschreibhandlung von **A. Bräuer in Dresden** liefert alle Musikalien und musikalischen Schriften auf's Schnellste. Kataloge gratis und franco.

Filet-Guipure-Album.
Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von **Erna von Mantuffel.**
Preis in eleg. Mappe M. 15.
Verlag und Eigenthum von **Gustav Eikan in Harburg a. d. E.**

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- und Galerienwerke, Photographiren etc.), mit 5 Photographien nach Anders, Kröner, Kiesel, Roretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmacks, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders werthvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dies um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verstandnis und feingebildetem Geschmacke verbunden sind.
Red. Kunst u. Gewerbe. Nürnberg 1885, Nr. 4.

Theodor Holzhüter,
Kaiserl. Königl. Hoflieferant,
Berlin W,
126 Leipziger Strasse 126.
Magazin für Ausstattungen
in Krystall, Glas, Porzellan, Granit und Steingut.

Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Mütterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verflöcht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht pectig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Harbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegenjah zur echten Seide, so zerkrümelt, sondern krümmt.
Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerkrümelt sie, die der verfälschten nicht.
Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Aoben und ganze Stücke tollfrei in's Haus ohne Zollberechnung.
Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich. **G. Henneberg's**
Seidenstoff-Fabrik-Depôt,
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Sieben erschienen:
Wiel, med. Dr., Diät-Kochbuch
für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50. Anerkant boston's Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unsern Kranken kochen müssen.
Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.

Neuestes Flower Mill, Stover Mill, and Envelopes
Blumenbriefe
Papieraussattung Franz Rentl'söhne
Graz.
Zu haben in allen grösseren Papierhandlungen.

Musik-Geschenke!
Spieldosen und Musikwerke von 2 1/2 bis 500 M., sowie alle Arten Instrumente, deren Handhabung nicht ehornt zu werden braucht od. leicht zu erlernen ist.
Illustr. Kataloge gratis-franco.

Serder'sche Verlags-Handlung in Freiburg (Baden).
Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Strid-Musterstreifen, der in der Schule oder Anleitung zur Anfertigung von hundert leichten Strickdessins (Piqué und Köche-System). Von einer badi'schen Lehrfrau. Fünfte, neu durchgesehene u. mit Mustern zu Stricken vermehrte Aufl. 80. (IV u. 60 S.) 40 Pf.

Vollst. Lager aller nur denkbaren Instr. u. Bestandtheile. Billigste Preise bei garantirt preiswerthen Qualitäten.

Wilh. Rudolph in Gießen,
Instr.-Fabrik u. Versandtgeschäft.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebdardt. Prachtwerk in Lox. 8°. Gedruckt in zwei Farben auf Velinpap. m. vielen Vignetten. 56 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — II. Teil: Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekte gratis und franco. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direct portofrei vom Verleger **JULIUS KLINKHARDT** in LEIPZIG und BERLIN W., Lützowstr. 11.